This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

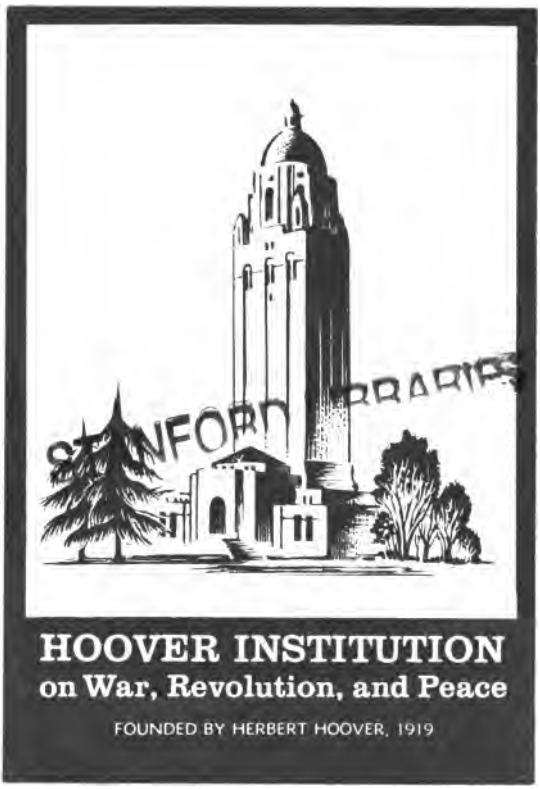
Stanford University Libraries
3 6105 119 700 065

LEON KELLNER

THEODOR HERZLS LEHRJAHRE

R. LÖWIT VERLAG
WIEN-LEIPZIG

Friedrich Katz Collection 1945



LEON KELLNER

THEODOR HERZLS LEHRJAHRE

JOHANN KREMENEZKY

ZUM
SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG
GEWIDMET

LEON KELLNER

THEODOR HERZLS LEHRJAHRE

⟨1860–1895⟩

NACH DEN
HANDSCHRIFTLICHEN QUELLEN

1920

R. LÖWIT / VERLAG
WIEN UND BERLIN

Rengel
Nr 2603

DS141
H4K29

1. bis 10. Tausend.

Copyright 1920 by R. Löwit Verlag, Wien und Berlin.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Druck der »Ozudag«, Wien, III. Rüdengasse 11.

THE HOOVER LIBRARY

Inhalt

		Seite
1. Kapitel.	Die Eltern und ihr Kind	7
2. Kapitel.	Der Gymnasiast	16
3. Kapitel.	Der Student	25
4. Kapitel.	Die ersten Enttäuschungen	31
5. Kapitel.	»Tartarin«	41
6. Kapitel.	Der erste Erfolg	53
7. Kapitel.	Der gesuchte Feuilletonist	58
8. Kapitel.	Auf falschem Weg	63
9. Kapitel.	Verschlossene Türen	75
10. Kapitel.	Im Burgtheater	83
11. Kapitel.	Julie	92
12. Kapitel.	Heinrich Kana	95
13. Kapitel.	Die Berufung nach Paris	101
14. Kapitel.	Der Korrespondent	103
15. Kapitel.	Der Verzicht auf das Theater	107
16. Kapitel.	Soziale Ideen	118
17. Kapitel.	Herzl und das Judentum	124
18. Kapitel.	Die Quellen der Tiefe brechen auf	147

Verzeichnis der Abbildungen

Seite

Theodor Herzl im Jahre 1896 4
Jakob Herzl als junger Ehemann 7
Jeanette Herzl als junge Frau 8
Jeanette Herzl als junge Mutter 10
Jakob Herzl im Jahre 1876 11
Pauline Herzl im 8., Theodor Herzl im 6. Lebensjahr 13
Theodor Herzl und seine Schwester Pauline . . . 13
Theodor Herzl als Gymnasiast 16
Theodor Herzl im Obergymnasium 18
Theodor Herzls Schwester im 18. Lebensjahr . . . 22
Theodor Herzl als »Albe« 27
Theodor Herzl im Jahre 1882 31
Theodor Herzl als Gerichtspraktikant 48
Julie Naschauer als Braut 92
Theodor Herzl als Pariser Korrespondent 103
Großeltern und Enkelkinder im Jahre 1895 124
Theodor Herzls Kinder:
Pauline ⟨geb. am 4. März 1890 in Wien⟩, Hans ⟨geb. am Juni 1891 in Wien⟩, Margarete genannt Trude ⟨geb. am 20. Mai 1893 in Paris⟩. 139
Theodor Herzls Kinder im Jahre 1897 141
Theodor Herzl in seinem Arbeitszimmer 160

Theodor Herzl im Jahre 1896.

Vorwort

Im Juli 1904 starb Theodor Herzl. Im Herbst desselben Jahres nahm ich, einem Wunsche des Verewigten entsprechend, zusammen mit Dr. Erwin Rosenberger den handschriftlichen Nachlaß auf. Abgesehen von den zionistischen Mappen, gab es eine Fülle von Manuskripten. Herzl hatte alles, was er jemals zu Papier gebracht hatte, sorgfältig aufgehoben — Eindrücke, Einfälle, glückliche Wendungen, interessante Eigennamen, Lesefrüchte, »Dialogfetzen«, geflügelte Worte, Keime zu Feuilletons, Erzählungen, Entwürfe zu Theaterstücken. An der Schwelle seiner zionistischen Tätigkeit begann er das auch in schriftstellerischer Beziehung kostbare Tagebuch. ⟨18 Bücher.⟩ Dazu kam die ganze ungeheure Korrespondenz, die sich so ziemlich auf ein Vierteljahrhundert erstreckt. ⟨1879—1904.⟩

Auf Grund dieser Dokumente ein Lebensbild Theodor Herzls zu entwerfen, habe ich mich durch mehrere Jahre eifrig bemüht, aber das geplante Werk ist nicht zur Reife gediehen. Die Tätigkeit Herzls für das jüdische Volk ist in den Umrissen klar, und aus seinen Aufzeichnungen ließen sich auch die der Öffentlichkeit bisher unbekannt gebliebenen Vorgänge darstellen. Aber eine solche Darstellung wäre notwendigerweise einseitig, vielleicht sogar ungerecht. Herzl hatte von Anfang an politische Gegner, und als die Siedlungspläne von El-Arisch und Uganda auftauchten, sah er sich einer erbitterten Opposition gegenüber. Es ist nur menschlich, daß er die Führer dieser gegnerischen Bewegung nicht unparteiisch

beurteilte, aber es wäre der Standpunkt eines Pamphletisten, nicht der eines Historikers, die Menschen und Ereignisse ausschließlich mit den Augen Herzls zu sehen. Zu einem selbständigen gerechten Urteil über die Triebfedern und Handlungen der zionistischen Parteien zu gelangen, ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen. Es hat mir an den Quellen und an der nötigen Sammlung gefehlt. Wird es mir vergönnt sein, unter einem milderen Himmel, unter freundlicheren Umständen die begonnene Arbeit zu vollenden? Vielleicht. Aber mittlerweile verrinnt der Sand im Uhrglas, und es ist geraten, nicht mit langen Fristen zu rechnen.

Das Leben Herzls zerfällt in zwei Hälften: Herzl das Weltkind und Herzl der Träger einer geschichtlichen Sendung.

Die erste Hälfte liegt klar vor mir. Ich habe es versucht, sie auch dem Leser deutlich zu machen. Herzls handschriftlicher Nachlaß hat die meisten Steine für das Mosaikbild geliefert, aber nicht alle. In Budapest habe ich seine Verwandten und Schulkameraden ausgeforscht, in Wien haben seine Altersgenossen allerlei Auskünfte erteilt.

David Wolffsohn fand meine Darstellung, die ihm schon 1911 vorlag, nüchtern. Darauf erwiderte ich mit einem Herzlworte, das ich mir 1897 aufgezeichnet hatte: »Die Bibel hat an Moses nichts verschönt«.

Jakob Herzl als junger Ehemann.

1. Kapitel.

Die Eltern und ihr Kind.

Am 2. Mai 1860 wurde dem Ehepaare Jakob und Jeanette Herzl zu Pest in der Tabakgasse, zunächst dem Tempel, ein Sohn geboren, der den Namen Wolf Theodor (ungarisch Tivadar) erhielt. Der Vater stammte aus Semlin, wohin die Herzls der Familienüberlieferung nach unter der Kaiserin Maria Theresia als Lieferanten der kaiserlichen Armee aus Prag gekommen waren. Der Urgroßvater Löbel Herzl hatte drei Söhne, von diesen blieb nur Simon dem Judentume treu. Er heiratete die Tochter des Semliner Rabbiners Bilitz und erreichte das hohe Alter von 88 Jahren. Ernst, Sinnigkeit und zähes Stammesbewußtsein zeichneten ihn aus. Er ließ es sich nie nehmen, am Neujahrstag Schofar zu blasen und am Versöhnungsfeste das Kol Nidre vorzubeten. Er pflegte einmal des Jahres in Geschäften nach Pest zu kommen und über Samstag bei seinen Söhnen zu bleiben. Als er eines Freitag abends auf dem Heimweg von der Synagoge hinter den Fensterläden ihres Bureaus Licht bemerkte, machte er ihnen eine böse Szene und blieb lange unversöhnlich.

Jakob, der dritte Sohn dieses Simon, erbte dessen pietätvollen Sinn, noch als verheirateter Mann betete er tagtäglich in Tallith und Thephillin. Jakob wurde zuerst im Cheder eines polnischen Lehrers im Hebräischen unterrichtet und brachte es so weit, die Bibel mit dem Raschi-Kommentar in der Ursprache zu lesen. Dann absolvierte er die vier Klassen der deutschen Normalschule. Im

fünfzehnten Lebensjahre kam er nach Debreczin in das Geschäft eines Verwandten namens Philipp Fleischel, dort erlernte er die ungarische Sprache. 1856 übersiedelte er nach Pest, wo er ein Speditions- und Kommissionsgeschäft begann. Es ging ihm bald sehr gut, denn er war eine ungeheure Arbeitskraft und dabei ein sehr unternehmender Mann. Im Jahre 1857 führte er Jeanette Diamand heim. Jeanette, eine gefeierte Schönheit, war wie ihr Mann aus gutjüdischem Hause. Von ihrer Mutter Katharina, einer geborenen Abeles, ist nichts Näheres bekannt, ihr Vater Wolf Hermann (Hersch), der ein Kleidergeschäft hatte, war in der Gemeinde wegen seiner Klugheit und seines Witzes geschätzt. Beides hatte Jeanette in hohem Grade geerbt. Es war eine regelrechte Liebesehe und sie fiel doch gut aus, ein glücklicheres Paar hat es nie gegeben. Jeanette war aber auch das Ideal einer Ehefrau. Sie kannte den Zauber ihrer Schönheit, war jedoch vollkommen zufrieden, nur ihrem Manne zu gefallen, sie war klug, aber niemals klüger als ihr Mann. Ihre Überlegenheit bekam er immer nur als Wohltat zu spüren. Ein Beispiel für viele: Nachdem Jakob Herzl 1873 sein Vermögen verloren hatte, waren seine Lieblingsspeisen öfter als sonst auf dem Tisch, die Kost im allgemeinen besser als früher. »Er soll wissen, daß er mein teurer Mann ist, mit und ohne Vermögen«. Sie schwieg, wenn er der Stille bedurfte, sie plauderte, wenn ihm Worte wohl taten. Sie gab nie einen ungebetenen Rat. Wenn er Rat brauchte, hatte er ihn, noch bevor er ihn verlangte. Kein Wunder, wenn Jakob Herzl der zärtlichste Gatte war. In den Stunden der Erholung wurden sie immer zusammen gesehen — im Café, im Theater, im Vortragssaal, im

Jeanette Herzl als junge Frau.

Konzert. Jakob Herzl sprach zu seiner Frau immer wie ein Werbender, seine Blicke waren die eines verliebten Jünglings. So war und blieb es bis zur letzten Stunde. Was Jeanette ihrem Mann und ihrem Sohne gewesen, ist in wenigen Sätzen nicht darzustellen. Eine Ahnung von ihrer Art wird der Leser bekommen, wenn er »Frau Samuel« im Neuen Ghetto vergleicht.

Theodor wurde fast ganz von der Mutter erzogen, denn der Vater war von seinen Geschäften zu sehr in Anspruch genommen, zu oft vom Hause fort. Und was tat diese einfache Frau, deren Vater nicht gar viel für ihre Ausbildung hatte ausgeben können, nicht alles, um dem Sohne den Schulsack zu füllen! Sie hielt ihre Pflicht noch lange nicht für getan, wenn sie darüber wachte, daß er regelmäßig die Schule besuche. Ein Hauslehrer gab dem andern die Tür. Theodor lernte privat Hebräisch, Französisch, Englisch, Italienisch, Klavier. In der Wertschätzung des Wissens zeigte sich Frau Jeanette wieder, ohne es zu ahnen, als echt jüdische Frau. Aber noch höher als das Wissen schätzte sie die sittlichen Werte. Ein Verstoß gegen die Wahrheit war ihr ein Verbrechen, Schwäche in Dingen der Moral ein Greuel im alttestamentlichen Sinne. Aufrechtes Wesen, ein offenes Auge als Spiegel innerer Reinheit verlangte sie von ihrem Theodor — und wir wissen alle, wie er gerade in diesem Punkt ihr Ideal verwirklichte.

Herzls Mutter wurde von ihrem Sohne sehr geliebt, Vergötterung ist für sein Empfinden und Verhalten kein übertreibendes Wort. Sein erster Gedanke galt immer ihr, ihr Rat wurde in den schwierigsten Lagen eingeholt, ihr Urteil über Menschen und Dinge gab mehr als einmal den Ausschlag. Eine solche Anbetung ist eine Gnade,

ein Geschenk der Natur, aber Herzls Mutter hatte das ihrige getan, um eine solche Liebe zu verdienen. Wieder muß ich mich darauf beschränken, ein Beispiel von Verzicht anzuführen, das aber vollkommen ausreichen wird, um die heroische Art dieser Mutter zu kennzeichnen.

Als Theodor zum allererstenmal, kaum flügge geworden, allein eine Studienreise antrat und das Herz der Mutter sich im ersten Trennungsschmerze wand, hatte sie die Kraft, ihm zu sagen: »Mein teures Kind, schreibe uns jeden Tag, denn wir sind ja im Geiste immer mit dir und leben ja nur mit dir, aber eine Korrespondenzkarte genügt. Was du an Eindrücken, Stimmungen und Gedanken unterwegs findest, das arbeite als Schriftsteller aus, denn das gehört nicht uns, sondern der Welt.«

Wie viele Mütter haben freiwillig ein solches Opfer gebracht? Die Briefe der Mutter an ihren Sohn atmen Liebe, Glück, Stolz, fromme Angst vor dem Neid des Schicksals, Weisheit, Beruhigung . . .

Frau Jeanette war ein wenig zur Lehrhaftigkeit geneigt, das Gleichnis und die Allegorie handhabte sie mit großem Geschick. Theodor war von dieser Gabe jedesmal von neuem entzückt. Wieder sei ein Beispiel für viele angeführt.

Eines Tages kam er etwas gedrückt zu Besuch. Die Mutter las ihm wie immer seine Stimmung von der Nase ab und fragte ihn, was ihm fehle. »Ich muß ein Feuilleton für die Neue Freie Presse schreiben und es geht mir nicht recht zusammen«, sagte er.

»Was ist da weiter dabei?« lachte die Mutter, »Mach's wie der Zirkusreiter. Wenn auch die Leute mit Reifen und Bändern auf den Sprung warten — er springt doch nicht, bevor er sprungbereit ist, sondern winkt mit den Augen ab und reitet noch einmal herum. Dann geht's.

Jeanette Herzl als junge Mutter.

Jakob Herzl im Jahre 1876.

So mußt du's auch machen.« »Was sagen Sie zu meiner Mutter?« rief der Sohn den anwesenden Freunden zu und strahlte vor Vergnügen.

Jakob Herzl war klug, vorsichtig, wortkarg, sehr reserviert. Seine Ordnungsliebe grenzte an Pedanterie, Aufmerksamkeit für das Detail war ein ausgeprägter Zug in seinem Charakter. Unternehmungsgeist, Ideen, Schaffensdrang hatten ihn in jüngeren Jahren ausgezeichnet. Später war sein ganzes Denken darauf gerichtet, den Sohn zu »managen«, wie Theodor Herzl gesagt haben würde, hätte er seinen Vater als Fremden gesehen. Er war öfter in Gefahr, des Guten zuviel zu tun. Als Theodor zum erstenmal in Berlin war, taten ihm die durch den Vater beigestellten Einführungen sehr wohl, aber er mußte zu seinem Leidwesen vor Übereifer warnen. Jakob wollte dem Geschäftsfreunde Treitel für die dem Sohne zuteil gewordene freundliche Aufnahme danken. Theodor wehrte kräftig ab:

»Wir würden sonst alle miteinander an den komischen ehemaligen Wiener Hofkriegsrat erinnern, der die im Felde stehenden Generäle fortwährend instruierte, dirigierte.«

Und als die New Yorker Blätter den Erfolg des Tabarin, den ersten Theatererfolg Herzls, meldeten, mußte Theodor mahnen: »Ich wünsche die Reproduktion der New Yorker Kritik in den Wiener Zeitungen nicht. Zuviel Tamtam schafft einem Feinde und verstimmt das Publikum. Ich bitte euch ausdrücklich, nichts ohne meine Zustimmung zu tun.«

Mit dem Mißtrauen gegen die Menschen ging bei Jakob Herzl tiefstes, allezeit gegenwärtiges Gottvertrauen Hand in Hand — ein altjüdisches, schon beim Psalmisten vor-

So mußt du's auch machen.« »Was sagen Sie zu meiner Mutter?« rief der Sohn den anwesenden Freunden zu und strahlte vor Vergnügen.

Jakob Herzl war klug, vorsichtig, wortkarg, sehr reserviert. Seine Ordnungsliebe grenzte an Pedanterie, Aufmerksamkeit für das Detail war ein ausgeprägter Zug in seinem Charakter. Unternehmungsgeist, Ideen, Schaffensdrang hatten ihn in jüngeren Jahren ausgezeichnet. Später war sein ganzes Denken darauf gerichtet, den Sohn zu »managen«, wie Theodor Herzl gesagt haben würde, hätte er seinen Vater als Fremden gesehen. Er war öfter in Gefahr, des Guten zuviel zu tun. Als Theodor zum erstenmal in Berlin war, taten ihm die durch den Vater beigestellten Einführungen sehr wohl, aber er mußte zu seinem Leidwesen vor Übereifer warnen. Jakob wollte dem Geschäftsfreunde Treitel für die dem Sohne zuteil gewordene freundliche Aufnahme danken. Theodor wehrte kräftig ab:

»Wir würden sonst alle miteinander an den komischen ehemaligen Wiener Hofkriegsrat erinnern, der die im Felde stehenden Generäle fortwährend instruierte, dirigierte.«

Und als die New Yorker Blätter den Erfolg des Tabarin, den ersten Theatererfolg Herzls, meldeten, mußte Theodor mahnen: »Ich wünsche die Reproduktion der New Yorker Kritik in den Wiener Zeitungen nicht. Zuviel Tamtam schafft einem Feinde und verstimmt das Publikum. Ich bitte euch ausdrücklich, nichts ohne meine Zustimmung zu tun.«

Mit dem Mißtrauen gegen die Menschen ging bei Jakob Herzl tiefstes, allezeit gegenwärtiges Gottvertrauen Hand in Hand — ein altjüdisches, schon beim Psalmisten vor-

handenes Nebeneinander. In den Siebzigerjahren hatte er eine halbe Million Gulden im Vermögen, und die Frau bat ihn, sich mit dem Erworbenen zu bescheiden. Aber es war ihm unmöglich, die Tage in Müßiggang zu verbringen, so begann er denn ein Waldgeschäft, bei dem er richtig unter schwerer Arbeit sein Geld verlor. Dank eben dieser Arbeitskraft raffte er sich freilich wieder empor.

Als Theodor fünf Jahre alt war, kam der Studiosus Adolf Iricz (später Advokat in Budapest) als Lehrer ins Haus. Brüderlein und Schwesterlein — Pauline war um ein Jahr älter als »Dori« — lernten rasch lesen und schreiben. Mit sechs Jahren kam Theodor in die deutsch-evangelische Volksschule, zu Hause lernte er bei Iricz Hebräisch, ohne es jemals zu erlernen, denn er war ein widerwilliger Schüler. Am Freitag Abend sowie an Feiertagen war er regelmäßig neben dem Vater im Tempel zu sehen. Die Eltern Theodors lebten so sehr für einander und für ihre Kinder, daß der Junge nicht viel Gesellschaft außer dem Hause brauchte, zumal er an Schwester Pauline einen guten Kameraden besaß. Damals schwärmte er für die technischen Künste, Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, war sein Ideal. Dementsprechend wurde er in die Realschule geschickt.

Im Hause Jakob Herzl hielt man viel auf Formen. Sogar Äußerlichkeiten schenkte man ein gewisses Maß von Aufmerksamkeit. Namentlich die Mutter Theodors hatte einen ausgesprochenen Sinn für das, was sich geziemt, was man der Welt schuldig ist. Jakob wieder liebte das Feierliche, Feiertägliche.

Theodor war immer makellos elegant gekleidet und wurde streng dazu erzogen, niemals die gute Manier zu verletzen. Wenn Frau Jeanette mit ihren beiden Kindern

Pauline Herzl im 8. Lebensjahr.

Theodor Herzl im 6. Lebensjahr.

Theodor Herzl und seine Schwester Pauline.

auf der Promenade erschienen, wurde sie von Fremden für eine adelige Dame gehalten.

Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß Theodor Herzl die Vornehmheit seines Wesens der Mutter, das Feierliche dem Vater verdankte.

»Sie sind ein Gentleman vom Scheitel bis zur Zehe,« schrieb ihm einmal Hermann Vambery. Das war Herzl in der Tat im gewöhnlichen, wie im edelsten Sinne. Tadellos wie sein Anzug und sein gesellschaftliches Auftreten war sein Benehmen im Verkehr mit der Welt. Seine Begriffe von Ehre waren die eines Offiziers der alten Schule, was ihm statthaft war, das hätte der Prüfung eines Cato standgehalten. In seinem Berufe, der die gegenseitige Förderung, die Kameraderie, zur höchsten Kunst ausgebildet hat, stand er außerhalb jeder Gruppe, war er ohne Schleppträger und Bundesgenossen. In den Blättern, die ihm ganz zur Verfügung standen, wurden seine Bücher buchhändlerisch angezeigt, aber nicht besprochen, er wollte es so. Diese Strenge mußte ein Mitarbeiter der Neuen Freien Presse an seinem eigenen Leibe erfahren. Der junge Schriftsteller zeigte Herzls Philosophische Erzählungen in einem deutschen Blatte an. Darauf tuschelte man in den Literatencafés, diese Gefälligkeit hätte dem Schriftsteller den Zugang zur Neuen Freien Presse verschafft. Als der Klatsch Herzl zu Ohren kam, machte er kurzen Prozeß: der arme Kritiker wurde aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen. »Es ist,« schrieb ihm Herzl, »ein dringendes Bedürfnis meiner Ehre, daß von Ihnen kein Beitrag mehr in der Neuen Freien Presse erscheine.«

Die vornehme Sicherheit, wie edle Abstammung, gute Erziehung und die Sorglosigkeit des Reichtums sie geben,

schätzte er sehr, daher seine Bewunderung der Engländer in den oberen Regionen.

»Das sind die Menschen, das ist das Milieu, das ich zu meinem Wohlbefinden brauche,« schrieb er gelegentlich eines Diners beim englischen poeta laureatus Alfred Austin in sein Tagebuch. »Comme je les comprends, les Juifs assimilés de l'Angleterre! In England lebend, wäre ich vielleicht ein Jingo«.

Reichtum, Eleganz, sogar Luxus hatten für Herzl immer einen bezaubernden Reiz, umso bewunderungswürdiger ist es, daß er seine Seelenruhe niemals durch Spekulationen erschütterte, seine Feder rein und unverkäuflich blieb.

Er hatte einen überaus entwickelten Sinn für Feierlichkeit und Zeremonie, es war etwas von einem Hohepriester in seiner Natur. Daß man zur Eröffnung des Kongresses im Frack erscheinen müsse, wollte Nordau nicht einsehen, aber Herzl gab nicht nach, und Nordau fügte sich — überzeugt.

Und noch eines hatte er seinen Eltern zu verdanken — den Abscheu vor der Zote. Schon als junger Mensch ist er ein Feind aller unreinen Literatur. Paul Lindaus Roman Herr und Frau Bewer lehnte er aus diesem Grunde ab. Noch aufgebrachter ist er über den französischen Dirnenroman Zolas, Claréties u. a. Der Bocktanz um die Dirne widerte ihn an. In den intimen Mitteilungen an die Freunde deutete er Menschliches immer nur an, nie fließt ihm ein gemeines Wort aus der Feder.

Als Theodor dreizehn Jahre alt wurde, veranstalteten die Eltern eine regelrechte Feier. Vom Thonethof in der Marie Valeriegasse ergingen schöne, gedruckte Karten, in denen »Herr und Frau Herzl sich beehrten, zu der

am dritten Mai, Vormittag 11 Uhr stattfindenden Konfirmation ihres Sohnes Theodor höflichst einzuladen«. Im trauten Familienkreise sagte man Barmizwa-Feier, der Welt gegenüber nahm sich »Konfirmation« gebildeter, moderner aus. Diese Welt ging auf die Absichten des Ehepaares Herzl willig ein und bestätigte die Feierlichkeit des Ereignisses durch telegraphische Glückwünsche. Frau Jeannette war an diesem Tage die glücklichste, Jung-Theodor die wichtigste Person.

In der vierten Klasse verlor er die Freude an der Realschule. Ein antisemitischer Lehrer hatte das Seinige dazu beigetragen, da lernte er die klassischen Sprachen zu Hause und ging ins Gymnasium über.

2. Kapitel.

Der Gymnasiast.

Seinen ehemaligen Mitschülern ist Herzl als ein schwarzer, schmächtiger, stets elegant gekleideter, sehr lebhafter Junge in Erinnerung, der immer gut gelaunt, stets zu Scherzen und fröhlichen Streichen aufgelegt war. Ein guter Schüler war er nie. Er kam fast immer unvorbereitet in die Klasse, half sich aber jedesmal mit verblüffender Geschicklichkeit aus der Klemme, wobei ihm sein vortreffliches Gedächtnis und eine überaus rasche Auffassung sehr zu statten kamen. Ausgesprochene Begabung zeigte er nur für Mathematik und Literatur.

Jakob Herzl war trotz seines ernsten Wesens dem Sohne gegenüber zu Scherz und Lachen geneigt. Diese glückliche Haltung verbannte von vorneherein alles Steife und Fremde, das sonst in früherer Zeit dem Verhältnisse zwischen Vätern und Söhnen anhaftete. Die Briefe Theodors an seinen Vater aus den Jahren 1876 und 1877 sind schon ganz in dem vertraulichen, furchtlos spielenden, auf sicheren Beifall rechnenden Ton gehalten, der die ganze spätere Korrespondenz an die Eltern charakterisiert. Schon früh bildete sich übrigens zwischen Vater und Sohn eine Überlegenheitsverschwörung heraus, die ihre kitzelnde, ganz harmlose Spitze gegen die weiblichen Glieder der Familie kehrte.

Es war für Theodor schon am Gymnasium eine ausgemachte Sache, daß er Schriftsteller und zwar deutscher Schriftsteller werden wollte, ein Entschluß, mit dem die Eltern offenbar ganz einverstanden waren. Daß er nicht

Theodor Herzl als Gymnasiast.

einen Augenblick überlegte, ob er nicht ungarisch schreiben sollte, dürfte heute überraschen, aber Kenner der ungarischen Verhältnisse wissen, daß Pest noch in den Siebzigerjahren deutschen Charakter hatte, daß das deutsche Theater vortreffliche Geschäfte machte, daß namentlich die Juden deutsch sprachen und schrieben, daß Bildung gleichbedeutend war mit deutscher Bildung. Das von Doktor Adolf Silberstein herausgegebene Pester Journal wurde in jedem besseren Hause gehalten. Die Juden waren eben in Ungarn wie im ganzen Osten nördlich von der Donau die unbewußten Vorposten der deutschen Sprache und Kultur. Der Meister der deutschen Sprache Max Nordau war in Ungarn geboren und erzogen. Theodor fühlte — so unverständlich es heute den ungarischen Juden und deutschen Christen klingen mag — aufrichtig deutsch wie nur irgend ein Gymnasiast in einer national umstrittenen Gegend an der Moldau oder Weichsel. Das bezeugt das Gedicht Nach Canossa geh'n wir nicht, und diese Stimmung kommt auch in den Briefen aus dem Anfange der Achtzigerjahre gelegentlich seiner Besuche in Pest zum Ausdruck.

Nach Canossa geh'n wir nicht.

Edler Frankenkön'ge Sproß
Steht im Hofe zu Canossa,
Umgeben vom schwarzen Troß.

Schneebedeckt ist die Erde
Und der Kaiser Heinrich friert,
Fern von gastlich deutschem Herde.

Feiger Römlinge dunkle Schar
Fällt über das Opfer her,
Und blutend sinkt der deutsche Aar.

Jahrhunderte sind schon vergangen,
Gesundet ist der edle Stamm
Von Fehlern, die an ihm gehangen.

Es ist aus langer Nacht
Durch Luthers gewaltige Kraft
Der deutsche Geist erwacht.

Und der Freiheit goldnes Licht
Bestrahlt der Erwachenden Angesicht —
Nach Canossa geh'n wir nicht.

26. Jänner 1875.

Im März 1882 schrieb er an seinen Freund Heinrich Kana: »In der Zeit meines Fernseins ist Ungarn noch viel ungarischer geworden. Leider! Wie manche meiner Freunde und Kollegen und socii malorum beim Professor, der ungarisch vortrug, haben sich mittlerweile zu äußerst ungarischen Trotteln herangebildet. Sie können zwar kein Ungarisch, sprechen es aber doch mit großer Hartnäckigkeit, und wer Sonnenberg hieß, heißt jetzt Muranyi, wer Feigelstock — Figalyi . . . Das ist doch stramm! Ich habe hier mit großer Konsequenz keine Silbe ungarisch geredet.«

Im Jahre 1874 war er Präsident eines literarischen Schülervereines, der regelmäßig Sitzungen abhielt, über diese Sitzungen wurden Protokolle geführt, die sich zum Teil erhalten haben. Herzl las in diesem Vereine außer einer Übersetzung aus dem Ungarischen des Arany mehrere selbständige Erzählungen und Gedichte,

Theodor Herzl im Obergymnasium.

1. Der Kampf ums Recht der Rache.
2. Von Paris bis Lambessa.
3. Der Professor in der Klemme. ‹Humoreske›.
4. Gibt es noch böhmische Bauernfänger? ‹Humoreske.›
5. Gedichte: Der sterbende Komödiant, Grausige Mordtat.

Das Märchen Die verzauberte Harfe trägt bereits mehrere Züge des späteren Herzl — romantische Sentimentalität, Vorliebe für die Antithese.

Die verzauberte Harfe.

Ein Märchen, erzählt von Theodor Herzl.

Ich will euch ein Märchen von längstvergangenen Zeiten erzählen, wie man es erzählt und hört in den Stuben der ältesten Leute im Elsaß, die es selbst von ihren Großeltern ererbt haben.

Der Herzog von Burgund hatte der Stadt Maßlach endlich den längstersehnten Frieden abgerungen und wollte sich nun in der Gunst der stolzen Bürger befestigen und veranstaltete deshalb Feste und Turniere. Da wurde plötzlich allen ein Aufruf bekanntgemacht, in welchem Bürger und Ritter erfuhren, daß des Bürgermeisters von Maßlach Tochter ihre Hand demjenigen geben würde, welcher im Turnier der Sieger auf der Harfe bleiben würde, der Termin war innerhalb zweier Monate.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Maßlach lebte dazumal auch ein Studiosus der Philosophie namens Alphonso de Cavorra, ein Spanier von Geburt, stolzen, kecken Sinnes. Wohl keinen in ganz Maßlach hatte dieser Aufruf so bewegt, als Don Alphonso, denn sie hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck

gemacht, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein anderer sie heimführen sollte, denn Alphonso hatte keinen Begriff davon, wie man mit der Harfe umgehen muß. Da warf er sich in der Kirche nieder und betete und opferte der Jungfrau und dem Erlöser, sie mögen ihm helfen und ihm eine Harfe senden. — »Ich will eine Kirche bauen und täglich dreihundert Wachskerzen anzünden dir zu Ehren. Ich will mein Vermögen der Kirche vermachen und alles, was ich habe und haben werde, nur hilf! Nur hilf! Und wenn du nicht hilfst, so gehe ich zum Teufel und verschreib' ihm meine Seele und was du mir versagst, das soll mir der Satan geben. — . . . hohoho«.

Es ist finstere Nacht und der nächste Tag ist für das Wettspielen bestimmt. Wer schleicht dort auf der Haide dahin . . . es ist Alphonso . . . Wie von Furien gepeitscht, durchläuft er die Haide und hinter ihm pfeift und zischt es, deutlich hört er den Versucher, nur ein Federzug, nur ein Tropfen Blut, und dein ist die schönste Braut im Elsaß . . . immer lauter wird die Stimme, immer kleiner die warnende Stimme . . .

»Nur ein Federzug, nur ein Tropfen Blut, und dein ist die schönste Braut im Elsaß . . .« Und was ist's am Ende, ob die Seele in den Himmel oder in die Hölle kommt . . . hahaha! tönt das gräßliche Lachen . . . »Schlag' ein« . . . »Topp!« Der Handel steht.

»Doch nur zweimal darfst du spielen, dann hole ich dich,« sprach der Teufel und verschwand.

•

Der Saal ist schon besetzt, der Herzog hat an der Hand den schönen Preis hereingeführt und der Herold hat den Stab schon aufgehoben, um das Zeichen zu

geben, da bringen die Wächter noch einen Kämpfer herein . . . Alphonso de Cavorra. Niemand würde den frischen Studiosus der Philosophie erkannt haben, wirr hing das Haar in die Stirne, wo es vom Schweiße festgeklebt ist, die Kleider hängen ihm in Fetzen vom Leibe, so hatte er am Morgen Einlaß begehrt am Tore der Stadt. — Die Wettenden spielten nach der Reihe, in welcher sie sich anmeldeten. — Der letzte war Don Alphonso. Er ergriff die Harfe und entlockte derselben Töne, wie wenn sie leben würde, ihr stummer Mund erzählte eine ganze Lebensgeschichte von übermutig sprudelndem, fröhlichem Leben und blutigen Kämpfen, von Hoffnung und Enttäuschung, von Lust und Schmerz. Die Harfe sang feierliche Choräle mit Teufelsstimmen, es war, als würden Engel mit Teufel einen phantastischen Reigen aufführen, als würden die Qualen der Hölle von Engeln aufgezählt und als würden Teufel die Freuden des Paradieses mit verlockenden Farben ausmalen, es klang mehr als menschliche Wünsche hindurch, es war das sinneraubende, herzbetörende »Hallelujah« der Engel, von Teufelsstimmen jubiliert.

Und als er mit einer schrillen Dissonanz endigte und erschöpft in einen Sessel fiel, da brach stürmischer, nicht endenwollender Jubel durch das Haus und der Herzog selbst führte ihm den Preis seiner Kunst zu. Doch noch einmal sollte er spielen. »Noch einmal«, flehten ihre Lippen — da vergaß Alphonso, daß er nur zweimal spielen dürfe, nach dem zweiten Spiele aber holte ihn der Teufel — da griff er in die Saiten und sang ein Lied, sanft und weich, der Schwanengesang eines kraft-trotzenden Jünglings war es eigentlich, wie die stolzen, mutigen Kampfeslieder mit einem halbstündigen De-

rescendo in die eintönigen, unvergeßlichen Wiegenlieder endigten, da blieb kein Auge tränenleer, es war das Hinsterben einer schönen, kräftigen Seele. — Als der Spanier zum zweitenmale endigte, da war es kein Beifall mehr, der das Haus in den Grundfesten erschütterte, das war die Anerkennung dessen, daß dies kein Mensch, sondern ein Halbgott sei, und als man nun Alphonso hinaufheben wollte auf das Krönungspferd des Herzogs, um ihn der Welt als den Fürsten der Musik zu zeigen, da war Alphonso de Cavorra nicht mehr, der Teufel hatte seine Seele geholt und ließ nur den sterblichen Teil, den Körper, zurück . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Harfe ist aufbewahrt worden und wird jedem Fremden, der nach Maßlach kommt, als eine der größten Raritäten gezeigt, da von Zeit zu Zeit die Saiten erklingen und ein altes, altes Wiegenlied flüstern . .

Statt an seine Aufgaben zu denken, war Herzl schon als Gymnasiast darauf aus, sich in der Literatur die Sporen zu verdienen, und er bemühte sich nicht umsonst. Als Schüler der siebenten Klasse brachte er eine flott hingeworfene Skizze aus dem ungarischen Parlament, Das Haus der Gemeinen, in der Wiener Wochenschrift Leben unter, und vom Pester Journal wurden ihm mehrere Buch- und Theaterkritiken gedruckt.

Im Februar 1878 wurde die Familie Herzl schwer heimgesucht. Pauline Herzl, die einzige Schwester Theodors, erkrankte plötzlich an Typhus und starb nach wenigen Tagen. Das war der erste schwere Schlag, den das Schicksal gegen das Herz der vielgeprüften Frau Jeannette führte. Es war der gebeugten Mutter ein schwacher Trost, daß die ganze Stadt mit ihr trauerte,

Theodor Herzls Schwester im 18. Lebensjahr.

daß sämtliche Pester Blätter teilnahmsvolle Nachrufe brachten, daß August Silberstein, der mit dem hochbegabten jungen Mädchen ein Jahr zuvor in Adolf Wildebrands Unerreichbar auf einer Liebhaberbühne gespielt hatte, der Toten ein tiefergreifendes Feuilleton widmete.

Einige Stellen daraus verdienen hier wiedergegeben zu werden.

»So muß ich dich zum letzten Male sehen, Pauline? An deinem Sarge eine gebeugte, verzweifelte Mutter, sonst stolz, wie eine Palme ragend und doppelt so stolz, wenn sie die liebliche Tochter an ihrer Seite erblickte! . . .

Welches reine Mutterglück spiegelte sich immer in den Zügen! Wenn das Auge deiner Mutter gut auf dir ruhte, Pauline, dann war das ein Strahl von Seligkeit, den die Feder nicht schildern kann . . . Pauline, du hattest die Augen deiner Mutter, den leuchtenden Glanz, den das gute Herz verleiht, gehoben durch kindliche Unschuld . . . Seit zwei Jahren sah man aller Augen mit reinem Wohlgefallen auf deiner lieblichen Gestalt ruhen. Vor den Augen der Stadt entfaltetest du dich zur herrlichen Jungfrau. Jedermann bemerkte so gerne das frische, anspruchslose, reizende braune Kind mit den feurig süßen Augen und dem bei aller Zartheit stolzen Gange. Schön, ohne Koketterie, klug, ohne Aufdringlichkeit, liebenswürdig, gleich fern von Gefallsucht wie von Sprödigkeit, machtest du in deiner Einfachheit und Natürlichkeit den gewinnendsten Eindruck«.

Das Andenken der Schwester hielt Theodor immer heilig. Jedes Jahr war er an ihrem Todestage in Pest, fuhr mit Onkel Max auf den Friedhof und brachte ein

Blümchen vom Grabe nach Wien. Das erste Schreibheft und mehrere Übersetzungsarbeiten Paulinens aus dem Französischen fanden sich unter den Erinnerungsschätzen, die er sorgfältig aufgehoben hatte. Auch zündete er zur »Jahrzeit« immer ein Licht an.

Das verstörte Heim war nicht geeignet, die Studien des Abiturienten zu fördern, das Maturitätsprüfungszeugnis fiel auch recht mittelmäßig aus. Aus Deutsch bekam er »vorzüglich«, also die erste Note, in den anderen Gegenständen mußte er mit »gut« und »genügend« zufrieden sein.

Der Tod der einzigen Tochter hatte dem Ehepaare den Aufenthalt in Pest verleidet, und da sie, nachdem Theodor die Mittelschule beendet hatte, nichts mehr in Ungarn zurückhielt, übersiedelten sie 1878 nach Wien. Dort wurde auch Herzl im Herbste an der Universität immatrikuliert und zwar an der juridischen Fakultät.

3. Kapitel.

Der Student.

Herzls akademische Lehrer an der Universität waren: Siegel ‹Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte›, Exner ‹Römisches Recht›, Maaßen ‹Kirchenrecht›, Hoffmann ‹Familien- und Erbrecht›, Pfaff ‹Österreichisches bürgerliches Recht›, Wahlberg ‹Strafrecht›, v. Neumann ‹Völkerrecht, Statistik›, v. Stein ‹Nationalökonomie›, Grünhut ‹Handels- und Wechselrecht›, Anton Menger ‹Zivilprozeß›, Brentano ‹Praktische Philosophie›, Lorenz ‹Österreichische Geschichte›.

Einen tieferen Eindruck machte keine dieser Persönlichkeiten auf ihn, vielleicht, weil ihn die Sache zu wenig zu fesseln vermochte. Nur das Studium des römischen Rechtes wirkte bildend, das des Staatsrechtes befruchtend auf seinen Geist. Wenn er es nicht wiederholt geäußert hätte, man könnte es ohne Schwierigkeit aus dem Judenstaat erschließen.

Das juridische Studium war in Wahrheit ein Zugeständnis Herzls an die ängstliche Vorsicht der Eltern und an den eigenen praktischen Sinn. Wenn aus den Hoffnungen auf eine schriftstellerische Laufbahn nichts wurde, blieb die Juristerei ein Rückenhalter, eine Zuflucht. Aber in seinem tiefsten Herzen dachte Theodor niemals ernstlich an die Ausübung des juristischen Berufes. In ihm gärten eine Menge dichterischer Entwürfe.

Unmittelbar nach der Maturitätsprüfung beschäftigte ihn der Plan zu einem großangelegten Stücke, das er

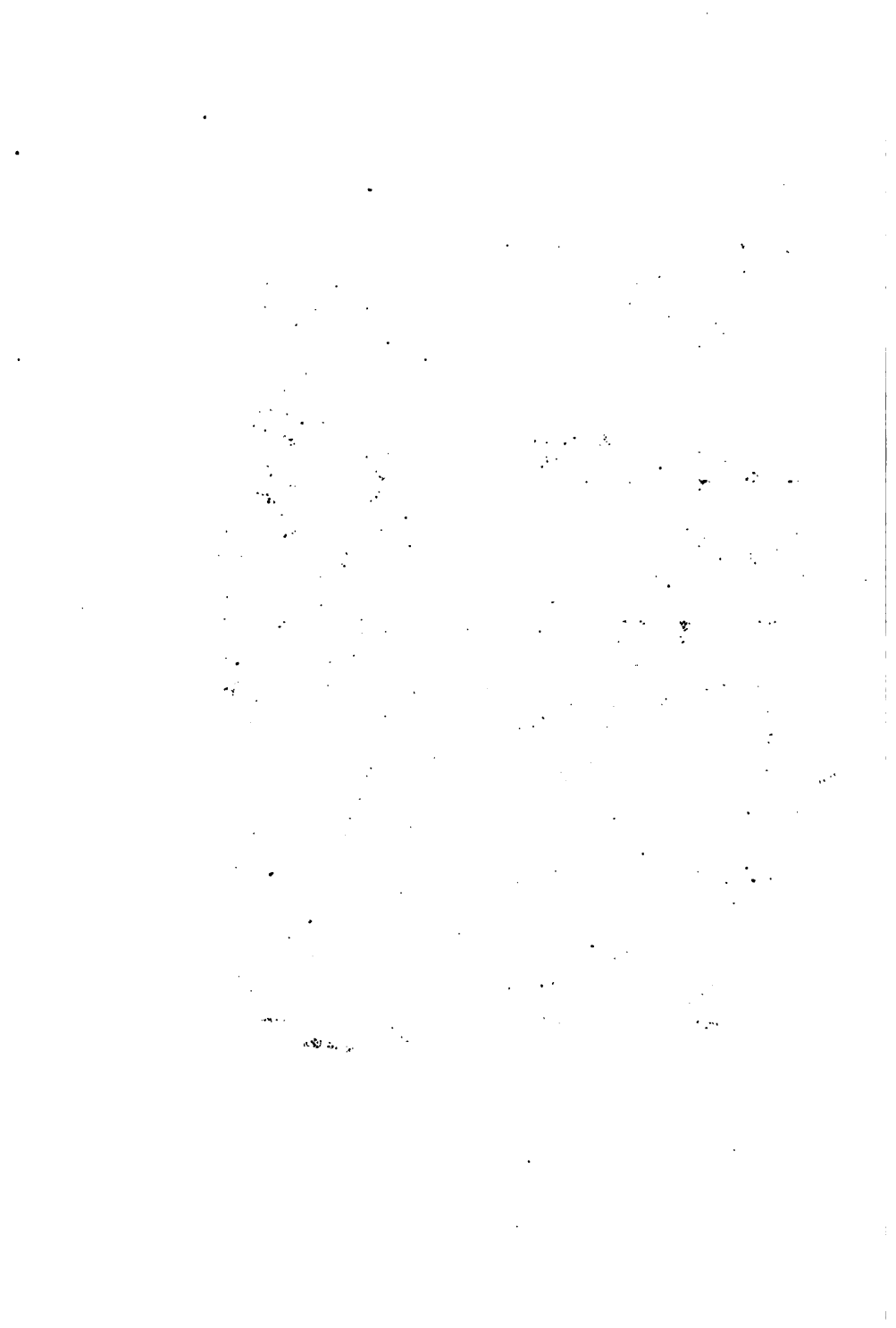
bald Die Ritter vom Gemeinplatz, bald Der neue Vitalis nennen wollte. Ganz verliebt war er in seinen Helden Baron Raoul von Wangenheim, der die Leidenschaft und heiße Erregbarkeit unter der unzerstörbaren Hülle der eisigsten Ruhe verbirgt. Er läßt in jedem, der mit ihm verkehrt, die Überzeugung entstehen, er sei ein Dummkopf. In Wahrheit ist er ein Genie. Die Satire des Stückes sollte den Phrasenhelden, den Rittern vom Gemeinplatz gelten, die mit der Politik ihre kleinen Geschäfte betreiben. »Ein Schnupfen des Gemütes, eine trostlose, unausrottbare Verstimmung muß sich unserer bemächtigen, wenn wir sehen, wie aus den heiligsten der Gefühle Spielbälle der gedankenlosen, der heuchlerischen und betrügerischen Phrase werden« — das war der Antrieb zum Stücke. Noch im Juli 1879 arbeitete er auf seinen langen Spaziergängen unausgesetzt an dieser Satire. Held und Heldin standen bereits in festen Konturen vor ihm, und an zwei ganz originellen Gestalten fand er von Tag zu Tag mehr Gefallen. Trotzdem kam das Lustspiel nicht über Charakterskizzen und Redebruchstücke hinaus.

1880 trug er sich wieder mit mehreren Lustspielplänen — Komödie der Undankbarkeit, Die Zielbewußten, Die Freiheitspfaffen (ein Wort von Johannes Scherr), doch ließ er es bei den Plänen bewenden.

Am Studentenleben beteiligte sich Herzl recht lebhaft. Eine zeitlang gehörte er der akademischen Lesehalle an und war ein eifriges Mitglied. Damals gingen die Wogen der deutschnationalen Bewegung hoch in dieser Studentenverbindung, Herzl war einer ihrer eifrigsten Vertreter.

Im Dezember 1880 veranstaltete der Geselligkeitsklub

Theodor Herzl als »Albe«.



der akademischen Lesehalle an der Universität den ersten Kneipabend, da steuerte Herzl, der damals Obmann war, unter anderem ein Gedicht von 25 Strophen bei: Speciosus. Eine Novelle aus dem Corpus Juris Canonici und aus dem X. Jahrhundert.

Die erste Strophe lautet:

Zu Catanea im schönen Sizilien,
Da hat es vor Zeiten gegeben
— Trotz vieler Messen und auch Vigilien —
Ein fröhliches Pfaffenleben.
O arme Vigilien!

Im Jahre 1883 war Herzl Mitglied der deutschnationalen Burschenschaft »Albia«, meldete aber im März seinen Austritt an. Das Vorgehen Herzls ist so charakteristisch und steht so sehr im Einklang mit seinem späteren Auftreten, daß es notwendig ist, den ganzen Briefwechsel zwischen ihm und der genannten Burschenschaft vollinhaltlich wiederzugeben:

Löbl. B. C. der W. A. B. Albia.

Aus den Tagesblättern habe ich mit großem Bedauern entnommen, daß der »Richard Wagner«-Kommers, unter dessen Veranstaltern auch die Couleur sich befand, der als inaktives Mitglied anzugehören ich die Ehre habe, daß dieser Kommers sich in seinem Verlaufe zu einer antisemitischen Demonstration gestaltete. — Es fällt mir nicht ein, hier gegen diese rückschrittliche Mode des Tages zu polemisieren, ich will nur beiläufig erwähnen, daß ich vom Standpunkte der Freiheitsliebe selbst als Nichtjude diese Bewegung verurteilen müßte, der sich allem Anscheine nach auch meine Burschenschaft angeschlossen hat. Allem Anscheine nach, denn wenn man gegen Vorgänge

solcher Art nicht vernehmlich protestiert, so haftet man solitarisch mit. Qui tacet, consentire videtur! Ich habe in den Zeitungen, die das Faktum brachten, seitens der W.A.B.A. keine wie immer geartete Erklärung gefunden, die die Teilhaberschaft entrüstet zurückwiese, leider glaube ich auch nicht, daß dies in Folge meines vorliegenden Schreibens geschehen werde.

Es ist ziemlich einleuchtend, daß ich, behaftet mit dem Hindernis des Semitismus (zur Zeit meines Einsprungs war das Wort noch unbekannt), heute nicht um Aufnahme in die B. A. ansuchen würde, die mir höchstwahrscheinlich aus dem angegebenen Grunde auch verweigert würde — und daß ich dort nicht bleiben will, wo ich dies voraussetze, das ist jedem anständigen Menschen klar.

Wäre ich »alter Herr«, so müßte ich heute freiwillig auf meine Rechte verzichten — als inaktiver Bursch komme ich um Auflösung meines Verhältnisses zur Couleur ein. Da gegen meine Person, so viel ich glaube, nichts Unhonoriges vorliegt, rechne ich auf honorige Entlassung.

7. III. 83. Einem l. B. C.

achtungsvoll erg.

cand. jur. Theodor Herzl

Al. B. Tancred.

Darauf erhielt er folgende Antwort:

Wiener akademische Burschenschaft »Albia«.

Sem. XXVI. Zahl 1

Die Wiener akademische Burschenschaft an cand. jur. Theodor Herzl.

»Wir teilen Ihnen mit, daß laut B. C. Beschluß vom 2. April Sie aus der Mitgliederliste unserer Couleur

gestrichen wurden, selbstverständlich haben Sie binnen acht Tagen alle Abzeichen unserer Burschenschaft zurückzustellen.

Wien, den 3. April 1883. I. A. d. B. C.
E. Hoerne stud. jur. Rudolf Raabe stud. med.
F. d. X dz X X X

Herzl hielt an sich und richtete an den Kollegen und Bundesbruder folgendes Schreiben:

4. IV. 1883.

Lieber Dankwart!

In der Beilage übermache ich Dir zwei Bänder, die einzigen Couleurabzeichen, die sich in meinem Besitze befinden. — Zu dem sehr kurz gehaltenen Erledigungsschreiben, das mir zugekommen ist, vermisse ich die Angabe, daß mir die Entlassung über eigenes Ansuchen zuteil wurde. Ich glaube keinen unbilligen Wunsch zu äußern, wenn ich Dich bitte, diesen Umstand in einem Nachtrage wahrheitsgemäß feststellen zu lassen. Es ist ein Postulat der Loyalität.

Wenn ich hier noch eine rein an Dich gerichtete Bemerkung hinzufügen darf: Ich habe mich nicht leicht entschlossen, auszuspringen. Habe die Güte, l. D. mir das Vorstehende bald zu beantworten und bleibe fortdauernd versichert der freundschaftlichen Gefühle

Deines
Th. Herzl.

Kein billig Denkender wird leugnen, daß das Verlangen Herzls vollkommen berechtigt und daß die Form, in der es abgefaßt war, der guten Sitte vollauf genügte. Die Burschenschaft aber erteilte folgende schnodderige Antwort.

Wien, 5. IV. 83.

Euer Wohlgeboren!

Ihren Brief und die beiden Bänder habe ich erhalten. Was Ihre Anfrage betrifft, teile ich Ihnen mit, daß Sie ohne Berücksichtigung des Gesuches aus dem Verbande der Burschenschaft Albia entlassen sind, indem wir es nicht dulden können, daß Burschen unserer Couleur aus Zeitungen Nachrichten über die Couleur schöpfen und einen solchen Ton der Respektlosigkeit, wie er in Ihrem Schriftstücke geflissentlich beibehalten ist, nicht mit einer Entlassung auf Ansuchen beantworten können.

Mit geziemender Achtung

E. Hoerne, stud. jur.

Herzl sagt nirgends, wie ihm zumute war, als ihm aus diesem Schreiben die Flammen des neuentfachten Judenhasses entgegenschlugen, aber wir werden nicht irre gehen, wenn wir die Empfängnis des Neuen Ghetto in die Zeit dieses demütigenden Erlebnisses verlegen.

Theodor Herzl im Jahre 1882.

4. Kapitel.

Die ersten Enttäuschungen.

Dieses Erlebnis muß umso nachhaltiger, umso schmerzlicher gewirkt haben, als Herzl damals überhaupt eine Enttäuschung nach der andern erfuhr. Der Traum von einer großen schriftstellerischen Zukunft schien an der herben Wirklichkeit der Gegenwart ganz zu zerschellen. Seit 1880 versuchte er dem deutschen Volke als Autor unter die Augen zu kommen. Die Jahre vergingen, brachten aber keinen einzigen Erfolg. Reklam, dem er den Antrag stellte, französische Stücke ins Deutsche zu übersetzen, lehnte ab, auch das Stück Kompagniearbeit fand keine Gnade in den Augen des Verlegers. Im Februar 1882 beteiligte er sich an der von der Wiener Allgemeinen Zeitung veranstalteten Preisausschreibung für das beste Feuilleton und fiel durch. Im September desselben Jahres arbeitete er an einer Novelle Die Brunner auf Hagenau, um bei einer Novellenpreisausschreibung sein Glück zu versuchen, es wurde nichts daraus. Um dieselbe Zeit pochte er an die Redaktionstür der Neuen Freien Presse, wurde aber immer wieder abgewiesen. Dafür erhielt er in der Redaktionskorrespondenz billige Ratschläge. »Viel zu breit ausgesponnen. Seit Boz' Pickwickiern ist auch den Klubnarren humoristisch nicht mehr beizukommen. Vielleicht versuchen sie es mit einem anderen Stoffe.«

Im Mai 1882 ging er mit seinem schriftstellerischen Ehrgeiz streng ins Gericht, er tat so verzweifelt, als hätte er ein verpfuschtes Leben hinter sich. Das war seine an-

geborene Ungeduld: die Fähigkeit ruhigen Abwartens war ihm versagt. Auch er »wollte die Welt zusammenreißen«, wie seine Mutter von Jakob Herzl mit stolzem Tadel sagte.

Herzl litt furchtbar unter seinen Mißerfolgen, weil sein Kraftgefühl nach Betätigung schrie. Wäre er schon damals in eine Redaktion gekommen, er hätte früher oder später das Zeitungswesen revolutioniert. Raoul Auernheimer, dessen Mutter eine Nichte Jeanette Herzls war, hat ihn in Erinnerung, wie er als junger Mensch gelegentlich zu Besuch kam. Er kehrte in der Kinderstube alles von oberst zu unterst, hantelte mit den Kindern, sprang über Tische und Betten wie ein Athlet. Wäre er ein Student in Cambridge oder Oxford gewesen, er hätte sich leiblich im Sport, geistig im Debattierklub ausgetobt, hätte ihn der Zufall auf eine deutsche Universität gebracht, er wäre in der Sprechstunde eines Professors für eine wissenschaftliche Arbeit gewonnen worden und hätte sein stets waches Interesse für staats- oder völkerrechtliche Fragen vertieft. Aber er war Jurist an der Wiener Universität, das heißt, er suchte Erholung und Anregung auf dem Korso, im Café, im Theater, am Kartentisch. Ich selbst, sagt er im Tagebuch, war als Jüngling ein Spieler — gleich Lessing und Laube und vielen anderen, die später doch ordentliche Männer geworden sind — aber ich war es nur, weil mein Theaterdrang keinen Abfluß hatte.

Und er dürstete nach einem Namen, nach Ehre, nach Auszeichnung. Ruhm war damals der Leitstern seines Lebens, er suchte, wie Shakespeares Soldat, »Bis an die Mündung der Kanone die Seifenblase Ruhm«. Im Dezember 1882 faßte er sich ein Herz und bat den vortrefflichen Schauspieler des Wiener Burgtheaters Ernst Hartmann, in einem sorgfältig ausgefeilten Briefe, die Causa Hirschkorn lesen zu wollen.

18. Dezember 1882. IX. Kolingasse 13.

Sehr geehrter Herr!

In Fällen, wie der vorliegende, rufen Sie wahrscheinlich immer aus: »Noch Einer!« Sie öffnen das Kuvert verdrießlich, werfen einen gelangweilten Blick (schon im vorhinein) auf das verhängnisvolle Titelblatt, das der Autor mit seiner allerschönsten Kalligraphie bemalt hat und seufzen. Ich nehme den Seufzer im Interesse der Ihnen eingesandten Meisterwerke an, denn wenn Sie nicht die Absicht hätten, das Manuskript zu lesen, würden Sie ja nicht seufzen. — Legen Sie es demnach nicht als die Äußerung eines schlechten Herzens aus, wenn mich dieser Seufzer freut.

Nach vorstehender, sich auf Vermutung aufbauender Einleitung, die ich nicht bloß zu stilistischen Zwecken gebrauchte, sei es mir vergönnt, zur Sache überzugehen. Vor allem eine freudige Mitteilung, das Manuskript ist k e i n e fünfaktige Tragödie. Es ist, mit Ihrer Erlaubnis, ein lustiger, kurzangebundener Gast — bereit, sich mit einer heiteren Verbeugung wieder zu verabschieden, wenn die zehn Minuten, die sein Besuch in Anspruch nahm, verstrichen sind und Sie keine Miene machen, ihn zurückzuhalten.

Die C a u s a H i r s c h k o r n, die ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe, ist die Tochter der juristischen Langweile und eines vorüberziehenden Gesellen, der sich, arrogant genug, »Der gute Einfall« nennt. Man kann ihn ja schließlich wegen Anmaßung eines ihm nicht gebührenden Titels verfolgen. Ich will die Legitimität der von den beiden eingegangenen Verbindung nicht untersuchen, aber ich spreche den Wunsch aus, die Frucht dieses flüchtigen Abenteuers möge mehr an den

kecken Papa als an die solide Frau Mutter erinnern. Um nun endlich nicht mehr in Bildern und Gleichnissen zu schwelgen, fasse ich den von Ihnen bereits lange erratenen Zweck meiner Einsendung und dieser Zeilen in Worte. Ich wäre entzückt, wenn Ihnen die Lektüre des beigegebenen kleinen Stückes die Absicht erweckte, sich für dessen Annahme und Aufführung im Burgtheater zu verwenden. Ich weiß wohl, daß diese Ehre nicht die leichtest erreichbare ist. Doch selbst im Falle des Mißlingens meines Planes, den ich hiemit schüchtern zu verwirklichen trachte, werde ich nur um eine Illusion ärmer sein, aber reicher um ein Vergnügen, das Vergnügen, daß Sie, sehr geehrter Herr, diese Kleinigkeit gelesen haben ‹siehe den Seufzer›. Und von allen, denen ich die Causa Hirschkorn tückisch zu lesen geben werde ‹mein Gott, wozu hat man denn seine Freunde?›, sind Sie es, bei dem es mich am meisten freut. Denn, während ich den »Dr. Gebhard« des Stückes darzustellen versuchte, sah und hörte ich immer Sie in dieser Rolle, und wenn es vielleicht gelungen ist, einen oder den anderen liebenswürdigen Zug in die Figur zu bringen, so habe ich denselben aus Ihrem — innerlich gesehen — Spiel, von Ihrem Munde.

Ich muß mir leider versagen, Ihnen andere schmeichelhafte Dinge zu schreiben, weil ich mich fürchte, in den Verdacht zu kommen, daß ich nach Ihrer Benevolenz hasche.

Genug geplaudert! ‹Schon die dritte Seite — Sie haben diese Wahrnehmung hoffentlich nicht vor mir gemacht.›

Ich nenne mich mit aufrichtiger Hochachtung

Ihren ganz ergebenen
Theodor Herzl.

Dieser gewinnende Apell trug ihm einen freundlichen Brief des beliebten Künstlers ein, sonst nichts.

Auch die Verwendung des Redakteurs Oppenheim, den Herzl in Gesellschaft kennen gelernt, blieb ohne Erfolg. Im Jahre 1883 regnete es Absagen von Pester Lloyd und der Wiener Allgemeinen Zeitung. Gegenüber dieser übereinstimmenden Geringschätzung, die sich ihm wie eine Verschwörung gegen sein Talent ausnehmen mußte, war die freundliche Aufnahme seines von Liebhabern aufgeführten Einakters, die Causa Hirschkorn von geringem Belang. Die gläubige Bewunderung der Damen, die mit ihm Theater spielten, tat ihm wohl, und namentlich Frau Rosa Eidlitz, verstand es, ihm als Muse bewundernd zur Seite zu stehen. Dieser Dame widmete er »Zwölf Episteln« (Februar 1883) — flotte, muntere Verse, die einen weltmännischen, überlegenden Ton anschlagen, in Wahrheit aber einen braven, sehnsuchtsvollen, ritterlichen, unerfahrenen jungen Menschen verraten. Zum Beispiel:

Mein Platz an der Table d'hôte.

1. Von Mori in den Septembertagen
Fuhr ich zum Lago di Garda hinab,
Durch Nago rollte mein leichter Wagen,
Der Kutscher setzte die Rosse in Trab —
Dann sprach er zu mir in Freundeston:
»Es harre meiner in Riva schon
Mein Platz an der Table d'hôte.«

2. Das hat mir mächtig ergriffen die Seele,
Mich schmolz die Sehnsucht wie Sonne das Wachs —
Es träumte von gutem Trunk meine Kehle,
Mein Magen träumte von Beefsteak und Lachs.
Und noch bei Penedes Felsenfort
Es klang in mir das tröstliche Wort,
»Mein Platz an der Table d'hôte!«

3. Wir fuhren bergunter: von Regennachschauern
Umnebelt waren wir auf der Höh',
Doch sollte der Regen nicht lange dauern —
Vor uns war die Sonne am blauen See.
Bald sprang ich vom Wagen, ich war am Ziel,
Und sprach zum Garçon im Freudegefühl:
»Mein Platz an der Table d'hôte!«

4. Die Kleider gewechselt. — Dann riefen die Glocken
Zum Essen hinab in den Hungersaal,
Langweilige Damen und Herrn wie Docken
Aus Welschland, Britannien und Portugal. —
Ich habe damals kein Wort geschwätzt,
Mich düster entschlossen hingesetzt —
Mein Platz an der Table d'hôte!

5. Die Suppe? — Es war Potage Julienne.
Vom Huhn war, — glaube ich, auch dabei,
Doch stand die hingemordete Henne
Auf keinen Fall in des Lebens Mai.
Da stochert' ich sehr ironisch den Zahn
Und schaute mir kühl die Nachbarn an,
Mein Platz an der Table d'hôte!

6. Die Nachbarn? — Es waren die landesüblichen:
Viel Briten, Franzosen mit ihren Frauen
Und mit den Töchtern, den wenig lieblichen.
Da zog ich es vor, ins Leere zu schau'n,
Gelegenheit bot sich dazu wie nie —
Es hatte nämlich kein vis-à-vis
Mein Platz an der Table d'hôte.

7. Das war kein Fehler, wenn nur von solchen
Jungfrauen erfüllt war »Hotel du Lac«,
Die mit den Vätern und Gatten durchstreichten
Gelangweilt das Festland im Zickzack. —
Verdrossen begaffte ich über dem Tisch
Den leeren Stuhl, bis erschienen der Fisch.
Mein Platz an der Table d'hôte.

8. Die Fische von heißer Butter troffen,
Mir greift dieser Anblick immer ans Herz —
Zerrinnt auch die Butter wie Glauben und Hoffen,
Und übrig bleibt nur die Gräte: der Schmerz!
Viel Schmerzen legte ich damals bloß,
Nie sah noch den Schmerz in Haufen so groß
Mein Platz an der Table d'hôte.

9. Doch wer kann ewig im Schmerze wühlen,
Und wär' er der größte Pessimist? —
Auf schaut' ich ... Und je in süßen Gefühlen
Mein zuckendes Herz erschauert ist:
Jetzt war der Stuhl gegenüber besetzt!
So köstlich wie keiner war anjetzt
Mein Platz an der Table d'hôte!

10. Sie war vom Geschlecht der üppig Schlanken —
Ist eine sinneberaubende Art! —
An denen so Zartheit der Gedanken,
Wie blühendes Fleisch sich offenbart . . .
Ich brannte natürlich gleich lichterloh,
Es war in Gefahr mein Sessel von Stroh,
Mein Platz an der Table d'hôte!

11. Was weiter gekommen im Gang der Gänge,
Ich weiß es nicht mehr, ich sah nur sie
Und liebte nur sie. — Blos ob der Länge
Der Mahlzeit dachte ich noch an's Menü . . .
Sie war so blond, ihre Augen so blau —
Und unausgenützt blieb wegen der Frau
Mein Platz an der Table d'hôte!

12. Das Haar umfloß sie in welligen Strähnen,
Es hatte den köstlich goldigsten Ton,
Sie lachte viel, »mit so weißen Zähnen«,
Wie Venus, die hohe Frau, in Person.
Sie lachte und schaute in einem fort
Herüber — es war ein göttlicher Ort,
Mein Platz an der Table d'hôte.

13. Jawohl, es war eine »bonne fortune«,
So hatt' ich mir stets gedacht das Glück,
Von Blondhaar umwallt mit lachender Miene
Und Sonnenstrahlen im süßen Blick . . .
Ich liebte sie, und ich träumte schon
Von einer entzückenden Liaison,
Mein Platz an der Table d'hôte!

14. . . . Nun, freilich, — der Traum ist bald zerronnen,
Viel früher, als ich selber geglaubt.
Das reizendste Liebchen, eh' ich's gewonnen,
Ward mir von dem herben Geschick geraubt.
Spät sah ich es, erst beim Käse von Brie
Begann ich zu hassen mein vis-à-vis
Mein Platz an der Table d'hôte!

15. Man hielt beim Dessert. Der Brier Käse
Am Horizonte bereits erschien,
»So endigt es immer«! dachte ich böse . . .
Da sah ich ihr Antlitz tief erglühen.
Galt mir der lieblichen Wangen Rot?
Ach nein, beschämende Antwort bot
Mein Platz an der Table d'hôte!

16. Durch Zufall hatt' ich mich umgewendet —
Und fand am Tischchen hinter mir
Den Glücklichen, dem sie die Grüße gesendet,
Den schottischen Hochlandsoffizier . . .
Nun war der schnöde Betrug entdeckt:
Mich hatte ein schändlicher Kobold geneckt,
Mein Platz an der Table d'hôte!

17. Am andern Morgen, vor Tag und Tauen,
Verließ ich die holde Stadt am See,
Vom Schiffe konnt' ich noch lange schauen
Den Ort, wo mir wohl gewesen und weh . . .
Dann sagte ich seufzend vor mich hin:
»Ich habe dir deine Bosheit verziehen,
Mein Platz an der Table d'hôte«!

18. Doch bald in den dunkel blauenden Wellen
Versank die Torheit des Liebesgrams,
Und schon bei Malcesine im hellen
Gelächter von meinen Lippen kam's:
»Warum hab' ich mich umgewendet doch? —
Ich priese vielleicht dich heute noch,
Meinen Platz an der Table d'hôte! . . .«

Theodorus Viennensis.

Außer Frau Eidlitz war ihm sein Studiengenosse Heinrich Kana, der Sohn armer, sehr braver aus Rumänien stammender Leute, in treuer Freundschaft ergeben. Kana war eine scheue, weltfremde, dabei zersetzend kritische Natur. Auch er wollte die Welt mit der Feder erobern, der arme Mensch lebte in der Einbildung, es besser als alle machen zu können, weil er die Schwächen aller mit hellen Augen sah. Zu spät kam ihm die Verschiedenheit kritischer und schöpferischer Begabung zum Bewußtsein *.

---

* Siehe 12. Kapitel. Seite 95.

5. Kapitel.

»Tartarin.«

Anfangs Juli 1883 bestand Herzl die letzte juridische Staatsprüfung — nicht gerade mit Glanz, d. h. mit Stimmenmehrheit. Kana hielt sich für verpflichtet, dieses unrühmliche Ergebnis vor der Welt zu vertuschen und verbreitete die wohlgemeinte Unwahrheit, Herzl hätte die Prüfung mit Stimmeneinhelligkeit bestanden. Da kam er aber sehr schlecht an. Herzl erteilte ihm schriftlich eine derbe Lektion.

»Du hast deinem Alten gesagt, ich sei einstimmig durchgekommen, und der hat in diesem Sinne auch meinem gehuldigt. Hältst du mich denn wirklich für einen solchen Fanfarroneur und Schwadronskommandanten, daß ich aus einem Majorat eine Primoginitur machen könnte? Scheint es doch, als hättest du noch immer nicht den Schlüssel zu mir gefunden, vielleicht darum, weil ich sperrangelweit offen zu stehen mir das Ansehen gebe. Ich spreche nicht immer, ja nicht einmal oft die Wahrheit, und doch bin ich ein aufrichtiges Tier. ‹Ich mag auch noch so oft lügen, ich tue es dennoch nie, wenn dabei kein Vorteil herausschaut.› Das Sprichwort ist nicht treffend: es gibt mehr als eine Wahrheit. Es gibt eine Wahrheit im höheren Sinne, die sich zuweilen von der gemeinen unterscheiden mag. Ich wäre zum Beispiel imstande gewesen, meinen Eltern und jedermann zu sagen, ich sei durchgekommen, auch wenn ich durchgefallen wäre. Aber eine bessere Qualifikation zu lügen, wäre und war ich nicht imstande. Und doch scheint dies letztere ein minder grelles Ver-

gehen gegen die Wahrheit zu sein. Lassen wir's. Du traust mir eben alle Geschmacklosigkeiten zu. Du nennst mich nicht nur Tartarin, du hältst mich auch für einen Tartarin.«

Herzls Vater war im Gegensatz zu Kana recht froh, daß es nicht schlechter gegangen war und gab dem vergötterten Sohne sehr gerne die Mittel, sich auf einer Reise von den anstrengenden Studien zu erholen. Mit zweihundert Gulden, zweihundert Mark und hundertfünfzig Francs in der Tasche brach Theodor am 9. Juli von Wien auf. Er reiste behaglich, bedächtig, sinnend, träumend, ohne Hast, er blieb die erste Nacht in Linz, einen Tag in Gmunden, schaukelte sich wonnig auf den Wellen des »Lagus Brigantinus« ‹wie er sagt›, war in Ragaz einen ganzen Abend in die zarten Füßchen einer französischen Prinzessin verliebt, machte dann die übliche Tour über Zürich, Luzern, Pilatus, Küßnacht, Rigi, Konstanz, Schaffhausen und kehrte über Augsburg, wo er sich sehr angeheimelt fühlte, und Passau nach Wien zurück. Von Luzern schrieb er unterm 22. Juli an Kana in der übermütigsten, glücklichsten Stimmung.

Luzern, 22. Juli 1883.

Mein lieber Junge!

Es bedarf meiner ganzen opferbereiten Freundschaft für dich, um dieses frankierte Schreiben von Stapel zu lassen. Frankiert, da liegt der Hund. Denn ich zähle mein Vermögen nur mehr nach Centimen, und fern von der trauten Heimat irre ich wie jener geistreiche Fürst, dessen goldenes ‹zur Dementierung alberner Gerüchte angefertigtes› Dach man zu Innsbruck dem Fremdling zeigt, wie Friedrich mit der leeren Tasche durch eine

fahrnisreiche Welt. Wenn ich mein heutiges Nachtlager und mein morgiges Frühstück ‹ich frühstücke ungemein reichlich, weil Brot, Butter und Honig à discretion sind› bezahlt haben werde, so stehe ich mit zweieinviertel Francs mutterseelenallein im Herzen der Schweiz. Es dürfte auf der Spitze des Rigi sein ‹glücklicherweise sind die Retourfahrten schon bezahlt›, wo ich in die Worte ausbrechen werde: Je me trouve vis-à-vis de rien. — Der Augenblick verspricht lohnend zu werden. Den Nachtragskredit vom Alten werde ich wahrscheinlich ‹wenn überhaupt› erst übermorgen in Romanshorn treffen. Ich vermute daher, daß meine zwei nächsten Mittagbrote eigentlich in der unscheinbaren Gestalt einer Mittagssemmel auftreten werden. Und wenn ich bedenke, daß es Tage ‹bessere Tage› gegeben hat, an denen ich Seite an Seite mit französischen Komtessen und englischen Lords das elegante Table d'hôte Menü wie ein wilder Wolf herunterfraß! . . . Nessun' maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria, singt Dante, und er singt es mit Recht. Ein junger Reiter — ein alter Schreiter, sagt das Sprichwort, ebenfalls mit Recht. Der sonnige Tag meiner Reise neigt zur Rüste, und Höhen und Tiefen des Reisens habe ich verspürt. Die einst an glücklicheren Table d'hôtes meine Nachbarn waren, ich treffe sie zuweilen, ‹man trifft sich immer wieder in der Schweiz›, sie sehen mir es aber nicht an, wie hungrig ich bin. Sie essen noch 6—8 Gänge des Mittags und 5 des Abends! . . . Oder sollte es auch noch andere solche Schlucker geben wie ich — Schlucker a non schluckendo?!

Wegen meiner Kotelettes ‹ach, wie lange habe ich schon keine gegessen!› werde ich allgemein für einen

Spanier gehalten, der in England gelebt hat. Ich sehe auch in der Tat sehr distinguiert aus, aber rasieren ließ ich mich leider schon lange nicht. Das ist zu kostspielig. —

Wieder am Bodensee. Romanshorn, 24. Juli 1883.

Das Geld ist da, und Tartarin de Tarascon schwimmt wieder mit vollen Segeln unter blauem Himmel, seelenvergnügt und kreuzfidel, seine Bahn . . . Blauer Himmel! Der erste seit Wochen. Wie ein nasser Pudel wankte ich die letzten Tage umher — heute: trocken Wetter, die Bergzüge sichtbar am Horizont und in der Tasche ein paar Francs. Tartarin geht erhobenen Hauptes, die Hände in den Taschen, am Ufer des Bodensees spazieren. Er will in einer halben Stunde nach Konstanz fahren. Du weißt wie es im Bummellied der Kneipe hieß:

Konstanz liegt am Bodensee —
Wer's nicht glaubt, geh' hin und seh'!

Jawohl, das wird er. Spiegelglatter See, ein paar weiße Wolken darüber — die Welt ist manchmal schön, wenn posterestante von einem reizenden Alten das nächste Mittagsbrot ‹keine Semmel mehr, mein Junge!› versorgt ist.

Auf die Freuden der Sommerreise folgt im September wieder eine niederdrückende Enttäuschung. Bei der Feuilletonspreiskonkurrenz der Wiener Allgemeinen Zeitung wurde er gar nicht beachtet. Er heuchelte Fassung, sogar Gleichgültigkeit, aber seine erzwungene Heiterkeit, wie sie die Briefe an Kana zeigen, vermag uns nicht einen Augenblick über seine wahre Stimmung zu täuschen.

Baden, 18. September 1883.

Mein lieber Junge!

Den Preis habe ich also nicht bekommen, aber auch nicht einmal die Erwähnung. Bah, Max Bernstein will auch leben. Max Bernstein pflegt unter dem Pseudonym »Bern« zu schreiben, seit Wochen erscheint eine Erzählung »aus dem Russischen« von diesem Bern in der Wr. Allgemeinen. Wenn da nur nicht wieder eine Schmutzerei im Spiel ist. — Was soll ich dir sagen? Ich war nicht überrascht, nicht verdutzt, nicht entrüstet, nicht zornig. Ich pfiff ein didilimtiti, didlimtiti, dididi vor mich hin, und das Ganze war vergessen. Es war nicht einmal eine Enttäuschung, denn ich hatte nie an die »Brunner« geglaubt.

Schwamm drüber!

Jetzt kommt das Manuskript für ewig in das Misttrücherl. Aus. Eine alberne Hoffnung weniger. Auch ein Gewinn! Ich kann nämlich mit dem besten Willen in dem Augenblick nicht schlechter gelaunt sein, es ist ein entzückender, wonniger Herbstsonnenaugenblick.

Übermorgen ziehen wir in die Stadt. Wie ich mich kenne, werd' ich dich noch selbichten Tages aufsuchen.

Ich grüße dich, mein Junge, und bin dein unverbesserlicher Tartarin.

Herzl litt sehr schwer unter der Erfolglosigkeit seiner schriftstellerischen Versuche, umsomehr, als er seltsamerweise niemals ganz von seiner schriftstellerischen Begabung überzeugt war. Um diese Zeit stand er mehr als einmal auf dem Punkte, dem unsicheren Beruf zugunsten einer bürgerlichen Versorgung zu entsagen.

Und selbst nachdem er als Feuilletonist der Neuen Freien Presse unter die ersten Schriftsteller Wiens

vorgerückt und durch die Verbindung mit Wittmann burgtheaterfähig geworden war, genügte das absprechende Urteil eines unwissenden Lohnkritikers, ihn zu entmutigen, an seinem Können irre zu machen. Die Briefe an Arthur Schnitzler aus dem Jahre 1892 sind voll traurigen Schwankens zwischen Entsagen und Hoffen. Er spricht von sich als einer gescheiterten Dichterexistenz, erwartet aber offenbar den energischen Widerspruch des jüngeren Genossen. Die Labsal des Widerspruches wurde ihm im reichsten Maße zuteil. — Doch das greift vor. Seine Versicherung, der Mißerfolg bei der Wiener Allgemeinen Zeitung sei ihm gleichgültig, war natürlich ein Stück »Tartarin«, echt aber war das Mitgefühl, mit dem er sich aufraffte, Freund Kana, der sich in gleicher Lage befand, wegen seiner Kleinmütigkeit tüchtig die Leviten zu lesen, ein Freundschaftsdienst, nebenbei bemerkt, den ihm Kana mehr als einmal mit Zinsen heimzahlte. Folgende zwei Briefe sind ein charakteristisches Muster dieses Hin und Her von falscher Weisheit und echtem Schmerz, und der ganze Briefwechsel wäre sehr unterhaltend, wenn nicht die Ahnung einer wirklichen Tragödie die Briefe Kanas durchzöge.

Herzl an Kana.

Baden, 3. August 1883.

Mein lieber Heinrich!

Es ist eigentlich nicht zum Verwundern, wenn zwei Leute, die durch längere Zeit mit einander verkehren, einander ähnlich werden. Das wird von Eheleuten behauptet. Ich habe es beim Lesen deines Briefes an uns konstatiert. Ich kenne den Schmerz, die ohnmächtige Wut,

die heimliche Hoffnung (daß es doch einmal gelingen werde), die wir trotzig vor uns selbst verleugnen möchten, und die doch unser einziger Stab ist in der Wüste. Die Gestalten, die du an deiner Tür sich drängen siehst und nicht einlassen willst, weil du fürchtest, sie nicht gehörig empfangen zu können, die habe ich auch gesehen. Oft gesehen, und die Verzweiflung hat mich ergriffen, weil ich jene nicht ergreifen konnte, die ich doch so deutlich sah! Hie und da habe ich einen Griff getan — es war ein Griff daneben. Es ist wie mit dem Schmetterlingfangen. Vielleicht aber ist diese martervolle Erwartung gerade das Köstlichste. Es liegt eine Wollust auch in diesem großen Schmerz. Wir werden die holden Schmetterlinge unserer Phantasie niemals erhaschen, oder, wenn wir sie eines seligen Tages doch gefangen haben sollten — sie werden den Schmelz ihrer Flügel durch das Zutappen unserer ungeschlachten Hand verloren haben. Und doch sehen wir sie jeden Augenblick sehr deutlich — wir brauchen nur die Augen zu schließen, wir hören ihre funkelnden, blitzenden, warmen, bezaubernden, entflammenden Reden — es braucht nur ein ferner Leierkasten seine windzerfetzten Klänge herausschicken.

Dein Brief hat mir ein Tagebuchblatt in die Erinnerung gerufen, das ich in einer trüben Zeit schwerer Enttäuschungen an meinem vermeintlichen Talent zu meiner eigenen Bestrafung beschrieben habe. Ich schwur die fürchterlichsten Schwüre auf diesem geduldigen Blatt, daß ich nie mehr eine Feder in die Hand nehmen wolle, daß es mit dem Schreiben für ewig ein Ende haben solle, und dann nahm ich noch Abschied von den heißgeliebten Gestalten meiner Einbildung. Ich sah sie

vorüberdefilieren wie du die deinigen ‹ich werde dich die Stelle einmal lesen lassen›, und ich entsage dem Traum, jemals Gerhart, Wende, Guy von Montsoreau, Amalie Hirschkorn und die zahlreichen anderen aus dem Schattengebiet erstehen zu sehen. Anderthalb Jahre sind seit dem Tag vergangen, und es war kein Tag darunter, an welchem ich nicht heimlich Zwiesprache mit den wachen Traumgesichtern gehalten hätte. Einen Schmetterling habe ich sogar erhascht, die Hirschkorn. Aber er hat im Fangen allen Reiz verloren, allen Zauber. Sollte es mit den andern ebenso werden?

Kana an Herzl.

. . . Mehr Sorge aber, mein lieber Theodor, macht mir die Stimmung, die aus deinen Briefen spricht. Das ist eine knabenhafte, kindische. Was hat sich denn da alles in deinem Hirn gesammelt? Demütigungen, Ekel, Kot? Herrgott, wo nimmst du denn alle diese Dummheiten her? Hast du eine besondere Quelle dafür in Berlin entdeckt? Denn aus meinen Ehrencodex stammen sie entschieden nicht! Was sind denn das für Demütigungen, wenn du mit ein paar häßlichen und unangenehmen Menschen verkehren und ihnen ein freundliches Gesicht zeigen mußt? Wälzt man sich deshalb schon im Kote? Darf man sie entgelten lassen, daß sie häßlich und unangenehm sind? Die Leute mögen ja sonst in ihrem Lebenskreise ganz prächtige Menschen sein, brave Väter, treue Freunde, tüchtige Kaufleute, Literaturjuden, und Schwiegermütter, die ihren Platz ausfüllen. Du bist also vor allem inhuman, intolerant, du glaubst, bewußt oder unbewußt, daß du eigentlich berechtigt wärest,

Theodor Herzl als Gerichtspraktikant.

wenn die Leute auf dich einen unangenehmen Eindruck machen, allen deinen Empfindungen die Zügel schießen zu lassen.

Dazu bist du ganz und gar nicht berechtigt. Ein Gewisser würde hier mit Recht auf einen kategorischen Imperativ hinweisen. Was wäre das für eine Welt, wenn jedermann seine subjektive Empfindung oder Empfindlichkeit zum Maßstab seines Benehmens gegen andere machen dürfte!

Du bist aber noch mehr, lieber Theodor! Ich muß dir das sagen, so herb es klingen mag, du überhebst dich, nicht mehr und nicht weniger! Du überhebst dich allerdings unbewußt. Aber wenn ein anderer, der nicht so wie ich es weiß, daß du im Grunde deines Herzens ein braver und bescheidener Mensch bist, deine überspannten Superlative lesen würde, was müßte er denken? Weißt du, was er denken würde? Da ist ein junger Mensch, der ein gutes Stück geschrieben hat. Es zur Aufführung zu bringen, Ehre und Erfolg damit zu gewinnen, ist für ihn Lebensaufgabe. Natürlich. Nun aber verlangt er, daß alle andern es auch als ihre Lebensaufgabe ansehen sollen, ihn zu fördern, daß sie alles liegen und stehen lassen sollen, an nichts anderes denken. Und weil sie das nicht tun, wozu sie ganz berechtigt sind, weil sie sich für ihn nur interessieren, insolange er ihnen gegenüber sitzt und auch das nur in ihrer Weise, wie sie es eben ihr ganzes Leben lang gewohnt sind, weil sie ihm vielleicht sogar schaden, wenn es ihr Interesse so zu fordern scheint, was vom Standpunkt ihres Lebensegoismus menschlich begreiflich ist, wird der junge Mensch erbittert, das Bild der Welt verzerrt sich vor seinen Augen, ihre schlechten Seiten scheinen ihm riesengroß zu wachsen,

die guten zu verschwinden, er sieht überall Kot! Kot! Kot! und er empfindet Ekel. Töricht oder hyperegoistisch. Töricht nicht, weil er ein grundgescheites Stück geschrieben hat. Also hyperegoistisch. 1300 Millionen Menschen trägt die Welt — 1300 Millionen Mittelpunkte der Welt. Und da verlangt ein einziges, kleines 1/1300 Milliontel, daß alle andern zu funktionieren aufhören?«

Am 16. Mai 1884 wurde Herzl zum Doktor promoviert, und zur Belohnung gewährten ihm seine guten Eltern die Mittel zu einer Reise nach Paris. Er hielt sich unterwegs in Karlsruhe, Baden-Baden, Straßburg, Nancy auf. Am 3. Juni war er in Paris und wohnte im Hotel Bavière. Gleich am ersten Abend sah er in einer Galavorstellung Sarah Bernhard, Coquelin, später hörte er Renan über die Psalmen — es waren im ganzen zehn Hörer anwesend — und den Literaturhistoriker Deschanel, wohnte Gerichtsverhandlungen und Kammersitzungen bei.

In den Briefen, die er von seinen ersten Reisen an die Eltern schrieb, machte er sich das Vergnügen, seinen Geist vor Vater und Mutter spielen zu lassen. So schrieb er aus Rorschach unterm 17. Juli 1883.

»In die Kost, die landesübliche, muß sich der Sohn milderer Küchengewohnheiten erst allmählich zu finden trachten. Seit ich des Vaterlandes Grenzen verlassen habe, wurde mir kein erträglicher Kaffee mehr zuteil. Im Bayrischen ließ sich das Unglück noch tragen, dort bot sich ein Trost im Bier. Hierzulande ist aber auch das Bier nicht mehr zu genießen, und der Kaffee am Bodensee ist so landesüblich schlecht, daß einem seeüblich werden könnte bei intensiverem Genuß. Beim Frühstück ließ sich mein Nachbar dennoch unbegreiflicherweise eine dritte

Schale reichen. Ich sah von meiner Teetasse auf und betrachtete ihn mit beleidigender Verwunderung.«

»Der Kaffe ist aber dahier so kut«, meinte er entschuldigend. »Sie sind gewiß in Sachsen zuhause?« fragte ich ihn ironisch. »Ja, ja, da bin ich daheeme. Es is merkwerdich, wie de Leit eenem das gleech abkenne tue . . .«

Oder aus Baden-Baden unterm 2. Juni 1884.

»Ich flanierte dann eine Stunde, um mich nachher um 7 Uhr zum Diner auf die Kurhausterrasse zu setzen. Es bestand aus einem warmen Fisch mit Sauce (ich hätte dir gerne ein Stück telegraphiert, Mama), ferner aus einer wunderhübschen alten Burg, die das Städtchen überragt, und von welcher ich vermute, daß sie ein weiser Bauherr vor etlichen hundert Jahren da hinaufgeklebt hat, um mir am Pfingstsonntag des Jahres 1884 eine angenehme Augenweide beim Diner zu bieten. Ich aß, sah und hörte ferner Roastbeef, englische gentlemen, junges Gansel, badische Mädchen, den Radetzkymarsch, geschmacklose Mandelstangeln und preußische Leutnants!«

Oder aus Paris unterm 8. Juni 1884.

»Ich habe mich königlich amüsiert. Mein Genosse aber, der junge Baron, schlief mit einer Ausdauer, die rührend war. Als wir hinausgingen, fragte er mich, wer der Schauspieler sei, über den man zum Schluß so viel lachte. Das war Coquelin. Und wie heißt das Theater?« Comédie Française! Der Esel ist vier Stunden lang drin gesessen. Solche Leute schickt man nach Paris?

Am 31. Juli 1884 wurde er zur Rechtspraxis bei dem Landesgericht in Wien zugelassen und diente beim Landesgericht in Strafsachen vom 4. August bis zum 31. Dezember, beim Handelsgericht vom 14. Dezember

bis 15. April 1885, endlich beim Landesgericht in Zivilsachen vom 16. April 1885 bis zum 14. Juni desselben Jahres. Das ihm vom Landesgerichtspräsidenten ausgestellte Zeugnis lobt seine sehr guten Fähigkeiten, sehr gute Verwendung und das tadellose Verhalten. Im Frühjahr 1885 wurde Jakob Herzl von einem Ohrenleiden geplagt und suchte Heilung in Hall ‹Oberösterreich›. Deshalb ließ sich Theodor nach Salzburg versetzen. Von dort aus nahm er für die Eltern Wohnung in Mondsee und besuchte sie, so oft es nur ging. Vom 18. Juni bis zum 6. August arbeitete er also beim Landesgericht in Salzburg, und zwar »mit ausgezeichnetem Erfolg«.

Herzl war um jene Zeit in gereizter, rauflustiger Stimmung. Am liebsten hätte er seinem Unmut durch einen blutigen Zweikampf Luft gemacht, glücklicherweise waren die von ihm geforderten Leute klüger als er. Das einemal glaubte er sich durch den Rechtspraktikanten von Scheidlein beleidigt und schickte ihm seine Zeugen, Kana und Ludassy. Herr von Scheidlein fuhr beide brüsk an, er habe mit Herrn Dr. Herzl nichts zu tun und mit seinen Herren auch nichts, worauf die beiden Zeugen schriftlich den Herrn von Scheidlein für satisfaktionsunfähig erklärten. Ein andermal geriet Herzl mit dem Sekretär der Wiener Börse, Ludwig Videky, der Herzl durch ein angeblich ehrenrühriges Wort gekränkt hätte, in Streit. Dieser Herr gab eine befriedigende Erklärung ab und es kam zum Schmerze unseres Raufboldes nicht zum Duell. Die Bemühungen Herzls, in den österreichischen Staatsverband aufgenommen zu werden, die schon im Jahre 1884 begonnen hatten, führten im Laufe des Jahres 1885 zum Ziele.

6. Kapitel.

Der erste Erfolg.

1885 beteiligte sich Herzl abermals an der von der Wiener Allgemeinen Zeitung ausgeschriebenen Preiskonkurrenz mit dem Feuilleton »Das Alltägliche«. Als Motto hatte er die Worte »Avide de rêve, de poésie« gewählt. Das Feuilleton wurde »als durch Form und Inhalt hervorragend« ehrenvoll erwähnt und am 27. Mai abgedruckt. Ein bescheidener, traumseliger Mensch, der als kleiner Beamter mit dem traulichen Platz am Ofen zufrieden ist, weil er die Gabe hat, im Alltäglichen alle Reize des Ungewöhnlichen zu finden, verbringt die glücklichsten Stunden in der Gesellschaft einer blonden Klavierlehrerin, ohne je von seiner Liebe zu sprechen, aber er träumt von der Zeit, da er ein auskömmliches Gehalt haben und um ihre Hand anhalten wird. Da erhält er eines Tages den Besuch seines ehemaligen Schulkameraden Georg, der alle Genüsse gekostet und alle alltäglich langweilig gefunden hat. Voll Mitleid beschließt der Beamte, dem blasierten Freunde zu zeigen, daß das Alltägliche nicht immer häßlich und gemein sei und läßt ihn Zeuge werden der intimen Abende im Zimmer der Klavierlehrerin. Freund Georg ist von der Poesie dieser Alltäglichkeit entzückt und macht die blonde Lehrerin zu seiner Frau. Der Träumer hat das Nachsehen — ein alltägliches Ereignis.

Das war Herzls erster Erfolg und zugleich der Wendepunkt in seiner schriftstellerischen Laufbahn. Er war jetzt wieder voller Hoffnung, Schaffens- und Unternehmungs-

lust. In dieser gehobenen Stimmung schrieb er an Paul Lindau folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr!

Von dem liebenswürdigen Anerbieten des Herrn E. Treitel, mich bei Ihnen einzuführen, mache ich hiermit energischen Gebrauch.

Ich eile zum Schluß: Wollen Sie mit mir ein Stück schreiben? In die Gemeinschaft würde ich den Entwurf eines vieraktigen Lustspieles, wovon der erste Akt fertig ist, mitbringen.

Meine bisherigen Stücke wurden bisher entweder nicht gelesen, oder wenn gelesen, nicht angenommen, wenn angenommen, nicht aufgeführt.

Das Anfangen muß doch aber einmal aufhören. So ginge es. Die Frage ist, ob Sie Lust haben mit mir die Fahrt zu wagen. Ich wollte Ihnen ursprünglich die Skizze des Stückes übersenden, wenn Sie aber dann abgelehnt hätten, so wäre mir aller Wahrscheinlichkeit nach die Freude an dieser Arbeit gänzlich verloren gegangen.

Ich bitte Sie also zunächst mir freundlich sagen zu wollen, ob Sie überhaupt geneigt wären, die Kompagniearbeit mit einem Unbekannten zu übernehmen. Fällt Ihre Antwort zustimmend aus, so schicke ich Ihnen den skizzierten Plan. Sie behalten dann noch immer freie Hand, meinen Vorschlag abzulehnen.

Nehmen Sie ihn an, so lasse ich mir von Ihnen Zeit und Ort einer Zusammenkunft bestimmen. In den ersten Tagen des Monats August trete ich meinen Urlaub an. Bis zum Herbst könnten wir das Stück vollendet haben.

Ihre freundliche Antwort erbitte ich mir direkt an die unten folgende Adresse.

Mit ausgezeichneter Hochachtung, verehrter Herr,

Ihr ergebener

Dr. Th. Herzl,

K. k. Landesgericht, Salzburg.

Salzburg, 24. 7. 1885.

Lindau lehnte ab, aber Herzl ließ sich dadurch nicht entmutigen.

Nach einer stärkenden Erholungsreise durch München, Heidelberg, Brüssel, Brügge, Ostende, Antwerpen, Leyden, Haag war er im September voll guten Mutes wieder zu Hause, und am 20. November fuhr er, um sein dramatisches Glück zu suchen, nach Berlin. Er fand eine gemütliche Wohnung »Unter den Linden 58« und war bald in der neuen Weltstadt daheim. Der berühmte Ohrenarzt Professor Dr. Adam Politzer hatte ihm eine Empfehlung an den Schauspieler Siegwart Friedmann mitgegeben, und durch die mit seinem Vater befreundete Familie Treitel wurde er mit Franz Wallner bekannt. Man kam ihm von allen Seiten bereitwillig und liebenswürdig entgegen. Franz Wallner, der sich anfangs sehr zurückhaltend benommen hatte, wurde bald warm, lud ihn öfter in seine Theaterloge, stellte ihm da seinen Bekannten vor und führte ihm mit dem Theateragenten Bloch und später auch mit Blumenthal zusammen. Bei Fritz Mauthner wurde er durch einen Wiener namens Kaiser eingeführt und gut aufgenommen.

Von Berlin aus schrieb er für das Wiener humoristische Wochenblatt Der Floh und die Wiener Allgemeine Zeitung. Er hatte drei Stücke im Sack, als er nach Berlin kam:

Causa Hirschkorn, Tabarin, Muttersöhnchen Siegwart Friedmann lehnte Muttersöhnchen ab, Bloch versprach sich einen wirklichen Erfolg nur von der Causa Hirschkorn.

Die Ablehnung Friedmanns verstimmte ihn tief. »Ich bin heute gelassen und geduldiger als gestern« schrieb er nach Hause. »Kommt wohl daher, daß ich gewohnt bin, zu unterliegen.«

Da platzte mitten in den Berliner Aufenthalt die Nachricht von einem Bombenerfolg hinein, den Mitterwurzer in New York mit dem Tabarin gehabt hatte. Das entschädigte Herzl für die Berliner Enttäuschungen und ließ ihm seine Zukunft in rosigstem Lichte erscheinen.

Tabarin ist aus der Geschichte der französischen Literatur als ein Possenreißer bekannt, der zur Zeit des Kardinals Richelieu eine Theaterbude besaß, vor der das Pariser Publikum sich an den Zoten, Purzelbäumen und Ohrfeigen des Klowns ergötzte. Das Zugstück in Tabarins Spielplan war eine Posse, in der dargestellt wurde, wie Tabarin, von einer Reise zurückkehrend, seine Frau mit einem Liebhaber ertappt. Catulle Mendès hat diesem uralten Possenmotiv jene tragische Wendung gegeben, die unserer Zeit durch Leoncavallos Bajazzo geläufig geworden ist. Tabarin spielt vor einer lachenden Menge sein Lieblingsstück vom Hintergangenen Ehemann, und bei der Stelle, da der Liebhaber die ungetreue Frau umarmt, hebt er von der Bühne aus den Vorhang, der seine Wohnstube verhüllt und erblickt in Wirklichkeit, was er eben gespielt. Nun läßt er sich wie im Scherze von einem der Zuschauer einen Degen reichen, stürzt in seine Wohnung, sticht die treulose Frau nieder und schleppt die Sterbende auf die Bühne. Sie haucht mit

dem Ruf »Canaille!« ihre Seele aus, er aber ruft nach Häschern: »Ich habe mein Weib ermordet, gebt mir den Tod.«

Herzl fand bei Mendès einen Dialog vor, machte aber daraus ein packendes Stück. Mitterwurzer war als Tabarin von überwältigender Wahrheit.

Auf dem Heimwege besuchte Herzl den Theaterdirektor Angelo Neumann in Prag und überreichte ihm das Lustspiel Muttersöhnchen. Dieser Besuch führte vorläufig zu nichts — seine Zeit war noch nicht gekommen.

7. Kapitel.

Der gesuchte Feuilletonist.

Die Telegramme und Notizen über die Aufführung des Tabarin in New York äußerten ihre Wirkung auf die Zeitungsherausgeber in Deutschland und Wien. Herzl war jetzt mit seinen Beiträgen, die bis dahin verschmäht worden waren, überall willkommen. Er schrieb für die Wiener Presse allerlei lustige Plaudereien unter dem Namen »Kunz« und Moriz Szeps, der Herausgeber des Wiener Tagblattes wollte sich in ihm einen brauchbaren Journalisten für sein Blatt erziehen. Es wurde aber nichts daraus, weil Herzl sich auf die gewünschte Probezeit nicht einlassen wollte.

»So sehr es mich auch freuen und auszeichnen würde«, schrieb er an Szeps, »unter Ihrer Meisterleitung arbeiten zu dürfen, kann ich doch auf ein Externat — selbst von kurzer Dauer — nicht reflektieren.

Wenn ich außerhalb der Redaktion stehe, werden meine Feuilletons immer zu stark oder zu schwach, zu neu oder zu alt, zu blond oder zu braun sein.

Das gilt von den Aktualitäten. Ewige Wahrheiten brauchen Sie nicht. Ich werde nach vierzehn Tagen oder drei Wochen »apprentissage« genau dort sein, wo ich heute bin. Zum Redaktionenbummler fehlt mir die Beschäftigungslosigkeit.

Hochverehrter Herr! Sie werden mir meinen Freimut gewiß nicht übel nehmen. Ich denke, rede, handle gradaus.

Sollten Sie eines Tages für meine Arbeitskraft und Arbeitslust angemessene Verwendung haben, so werde ich Ihrem Rufe bereitwillig folgen.«

Auch Heinrich Friedjung, der berühmte Darsteller des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland, bemühte sich um Herzls Feuilletons für die Deutsche Zeitung, stellte aber mit Rücksicht auf die deutsch-nationalen, verschämt antisemitischen Geldgeber des Blattes die Forderung, Herzl solle einen Federnamen wählen. Herzl lehnte höflich, aber mit Entschiedenheit ab.

Mittlerweile hatte Muttersöhnchen vergeblich die übliche Runde über die deutschen Bühnen gemacht, ohne irgend einem Direktor zu gefallen. Auch Mitterwurzer lehnte es ab, aber so, daß die Ablehnung einer Ermutigung gleichkam.

New York, 16. April 1886.

Sehr geehrter Herr!

Ihre freundlichen Zeilen habe ich dankend erhalten. Tabarin habe ich einmal gespielt, zum Beginn des Gastspiels. Das Stückchen hat gefallen, ist aber zu kurz, um einen tieferen Eindruck zu erzielen. Überhaupt Einakter!! Der Teufel soll sie holen. Je meisterhafter sie sind, je verlockender Dialog und Führung, je größer die Enttäuschung. Wenigstens hier. Bei allem Beifall will man davon nichts hören: vielleicht nicht mit Unrecht. Kaum begriffen, Situation und Art, und schon fällt der Vorhang! Ganz große Stücke! Ihr Muttersöhnchen habe ich gelesen. Wie voraussichtlich, verrät es Talent und Geschick, aber die Führung taugt nichts nach meinem Ermessen. Es wird trivial. Eine gute Figur ist der wuchernde Onkel. Ich glaube kaum, daß Sie mit dem Stück Glück haben werden. Schreiben Sie ein anderes Lustspiel, nehmen Sie die Figur des Master Vorwärts aus den Fliegenden Blättern (ältere

Jahrgänge) oder Eisele und Beisele — das ist ernsthaft gemeint! Viel Glück zum Journalistenstand und noch mehr Glückwunsch für Ihren Humor! Ihr Brief ist so frisch, so malitiös-liebenswürdig, daß es Ihnen nicht fehlen kann. Geduld und wieder Geduld. — Die gute Idee wird einmal über Nacht kommen wie in mein Zimmer hier die Mäuse. Vier habe ich schon gefangen. Vielleicht fangen Sie einmal eine gute Idee, und das langersehnte Glück ist da. — Im Mai oder Juni denke ich in Wien zu sein. Mein Gastspiel hier ist beendet, aber noch andere Geschäfte halten mich zurück. Ich habe großen Erfolg gehabt und bin mit Leuten zusammengekommen, die ins Zuchthaus gehören. — Ich habe vor überfüllten Häusern gespielt und wäre beinahe verhaftet worden. — Eine gute Schule hier! Man lernt fürs — Leben.

Mit freundlichem Gruß Ihr

Fr. Mitterwurzer.

Ende Juni 1886 ging Herzl wieder nach Frankreich — diesmal über Innsbruck und Basel. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris begab er sich nach der Normandie. Die ursprüngliche Absicht, sehr bald Feuilletons für die Presse zu schreiben, gab er auf, weil er lieber »Augen und Ohren vollsog«. So bummelte er denn gemütlich durch Rouen, Dieppe, Havre und setzte sich dann in Trouville fest, wo eben die große Rennwoche, das Jahresereignis von Trouville, begann, von dort aus schrieb er wieder für die Presse. Er war auf dieser ganzen Reise in rosigster Laune, Trouville mit seinem weichen Sand, seiner Eleganz, seinem vornehmen Treiben entzückte ihn. »Dieses Trouville ist ein Paradies. Es ist einfach der allerköstlichste Ort, den man sich denken kann«. —

Nur ein Umstand hätte ihm beinahe die ganze Reise verdorben. Er hatte nämlich kurz vor dem Aufbruch die Entdeckung gemacht, daß sein eben beendetes Stück Seine Hoheit das gleiche Thema behandle wie Bulwers Geld. Er nahm das Stück des Engländers auf die Reise mit und kam zu dem Ergebnis, daß er und Bulwer im wesentlichen ganz verschiedene Wege gingen.

Nur ungern trennte er sich von Trouville, aber der Stand seiner Börse drängte zu einem Ortwechsel. Er zog also nach dem billigen Calvados, und von da ging es am 20. August über Caen, Paris, Salzburg nach Hause zurück. Er war mit dem Erfolg seiner Reise sehr zufrieden, denn er war ausgeruht, überdies hatte er »wieder ein großes Stück Welt und ein Stück großer Welt« gesehen.

Im Oktober 1886 war er abermals in Berlin. Diesmal galt es, erstens Seine Hoheit auf die Bretter zu bringen, zweitens die im Sommer gemachte Bekanntschaft Dr. Arthur Levysohns vom Berliner Tageblatt »auszunützen«. Der Berliner Aufenthalt (im ganzen vierzehn Tage) war in jeder Beziehung ein Erfolg. Franz Wallner stand ihm als erfahrener Theatermann freundschaftlich zur Seite, sprach überall mit Enthusiasmus von dem Stücke und beriet ihn auf jede Weise. Levysohn (1841—1908), der Chefredakteur des Berliner Tageblattes, nahm ihn herzlich auf, überhäufte ihn mit Artigkeiten und forderte ihn richtig auf, probeweise mit der Wochenchronik zu beginnen. Herzl war im siebenten Himmel, denn seine Erwartungen waren durch diesen Antrag weit übertroffen. Er hatte gehofft, gelegentlich einen Wiener Brief schreiben zu können, jetzt aber hatte er

eine ungleich leichtere Arbeit, weil ein viel weiteres Feld. Er durfte die Vorgänge der ganzen Welt in seinen Bereich ziehen.

Viel Vergnügen und einige klingende Münze brachten ihm die Hamburger Lustigen Blätter, deren rühriger Gründer und Herausgeber Eyßler große Stücke auf Herzl hielt.

8. Kapitel.

Auf falschem Weg.

Trotzdem war Herzl gedrückt, verstimmt, man könnte sagen: unglücklich. Die journalistischen Erfolge befriedigten ihn nicht. Er fühlte es im tiefsten Herzen: zwischen dem von ihm geträumten Ziele und dem, was er erreicht hatte, gähnte eine unüberbrückbare Kluft. Er suchte schriftstellerischen Ruhm — und was hatte er gefunden? Eine gewisse Anerkennung als Mitarbeiter unter dem Strich. Nur zu begreiflich, daß er mehr als je an seiner Begabung zweifelte. Und doch war er schon damals ein Schriftsteller von großem Wollen, von feiner Empfindung, mit eigenen Gedanken, mit persönlichem Stil. Die kurzen Briefe an seine Eltern, die gelegentlichen Notizen zeigen das besser als seine gedruckten Sachen. Er hat nicht nur für die feinste Schattierung einer Farbe, einer Stimmung, eines Begriffes stets ein Wort bereit, sondern es ist immer das treffendste Wort, immer sinnfällig, sehr oft neugeprägt.

Die Melodie seiner Sätze war schon damals unverkennbar eigenartig wie später in seinen Meisterfeuilletons. Er hatte ein offenes Auge, eine tiefe lyrische Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit, atmosphärische Stimmungen verschafften ihm weihevolle, manchmal glückliche Stunden.

Auf seiner ersten Ausfahrt in die Welt war ihm der Abendfriede an einem Alpensee ein seelisches Ereignis. »Die Sonne sinkt reißend, hinreißend schnell. Abendfarben breiten sich über den See und seinen köstlichen Berg- und Hügelrahmen. Die Farben verblassen und rinnen

köstlich ineinander . . . Die Bergzacken im Norden umhüllen sich mit sehnsuchtsvollem Fernenduft. Es ist alles sanften, gedämpften Abendschimmers, Abendreizes voll. Siegreich und mild wie eine zärtliche Frau umfaßt, umarmt uns die hohe Lieblichkeit des Augenblicks. In einem solchen Höhenmoment zu sterben!«

Daß Herzl in seinem tiefsten Wesen Schriftsteller war, ein Träumer von Träumen, ein Gestalter, ein Wortkünstler, nicht — wie er selbst manchmal glaubte — nur ein Mann der Tat, das beweist unter anderem eine Tagebuchnotiz aus den bewegten, unruhevollen Tagen vor dem dritten Kongreß. »Mich beschäftigt jetzt,« heißt es im Tagebuch, »mehr als meine noch unfertige Kongreßrede und der Kongreß und die Fürsten und die Neue Freie Presse der Plan eines neuen Schauspiels, Die sündige Mutter, das mich in Gedanken entzückt.«

Kein Zweifel: Herzl war ein geborener Schriftsteller. Warum aber blieb ihm fast ein Jahrzehnt die Anerkennung versagt?

Im Nachlaß Herzls findet sich ein Kuvert mit vielen losen Blättchen: Einfälle, Pläne, Anfänge . . . Es trägt die Aufschrift: »Erlebtes, Erlauschtes, Erdachtes.« Diese drei Elemente enthalten eigentlich objektiv das Um und Auf aller künstlerischen Tätigkeit, nur darin unterscheiden sich die schriftstellerischen Individualitäten, daß bald das eine, bald das andere Element überwiegt. In Herzls schriftstellerischer Art, wie sie sich namentlich in den Arbeiten des ersten Jahrzehnts ⟨80—90⟩ offenbart, herrscht das Erdachte vor, das Erlebte und Erlauschte tritt erst nach den Erfahrungen des Pariser Aufenthalts in sein Recht.

Das ist, als Tatsache genommen, die Erklärung, warum er anfangs trotz seiner großen Begabung, trotz seines

Fleißes nicht vorwärts kam. Seine »erdachten« Gestalten hatten mit dem Leben, das Herzl nicht kannte, nicht das geringste zu tun. Da war zum Beispiel sein Mannesideal, das er sich irgendwie in der Knaben- und Studentenzeit zusammengeträumt hatte und das ihn als Schatten bis zum Grabe begleitete.* Dieses Mannesideal ist aus dem Helden seiner Lustspiele leicht aufzubauen. Es ist der Draufgeher und Genießer, der Sonnenschein, fröhliche Gesellschaft und schöne Weiber liebt, querfeldein durchs Leben geht, gleichgültig, wem die Felder gehören.

Er kennt alle Genüsse, mit Ausnahme der sogenannten Pflichterfüllung, und alle Entbehrungen, die nicht auf Tugendhaftigkeit zurückzuführen sind. An allen vier Ecken der Welt hat er Philister genasführt, Weiber betört und Händel ausgefochten. In farbigeren Zeiten, als es diese sind, wäre er, halb Spitzbub, halb Ritter, ausgezogen auf die wilden Streiche, hätte ein gutes Schwert für jede schlechte Sache gelüftet . . .«**

Diesen Traum wollte er in dem ritterlichen Troubadour Guy de Montsoreau verkörpern, kam aber nicht über das handschriftlich erhaltene Bruchstück hinaus. Dagegen hat er dieser Idealgestalt bald den einen, bald den andern Zug für seine verschiedenen Helden entnommen. Gabriel Rosen (in Muttersöhnchen), der tolle Rosen, der »fünfzig Jahre jung« ist und die jungen Mädchen bezaubert, ist ein Stück Guy de Montsoreau, Aimeric (in der Glosse) ein anderes, das meiste hat Herzl auf seine Lieblingsschöpfung, den Impresario Spangelberg, übertragen.

* Noch im Tagebuch hören wir die Bemerkung: Männer machen keine Vorwürfe, sondern sie vernichten.

** Philosophische Erzählungen. S. 55/56.

Neben dem Draufgeher hat es der überlegene Spötter dem jungen Herzl angetan, der scharfäugige Welt- und Menschenverächter, der hinter jeder Maske die echte Spitzbuben- oder Narrenfratze sieht und höhnisch belacht. Aus jener Zeit findet sich unter Herzls Notizen der Spruch »Mieux-est de ris que de larmes escrire pour ce que rire est le propre de l'homme« ‹es ist besser über Lachen als über Weinen zu schreiben, denn das Lachen ist das Kennzeichen des Menschen›. Und er wählte demgemäß als Schriftsteller die Rolle des lachenden Philosophen im Narrengewand. Er unterschreibt, wie wir gesehen haben, seine satirischen Wochenbetrachtungen für die alte Presse mit »Kunz«, das ist natürlich Kunz von der Rosen, der Narr Kaiser Maximilians, des letzten Ritters. Der Name des witzigen Berufsspötters war damals dem großen Publikum durch mehrere viel aufgeführte Stücke geläufig geworden.

Das Buch der Narrheit ‹1888› trägt auf dem Titelblatt einen Wahlspruch aus Swift »a fool among knaves« ‹ein Narr unter Spitzbuben›. In den hier gesammelten Plaudereien ist so viel echter Geist, so viel Sinnigkeit, so viel blühende Phantasie, so viel Wortmusik, daß man noch heute an ihnen seine Freude haben könnte, wenn sie nicht entstellt wären durch unechten Witz, durch unreife Weisheit, durch falsche Sentimentalität, durch gesuchte Possenreißerei. Man denke nur: ein junger Mensch, dem die Natur eiserne Gesundheit, einzige Arbeitskraft, berückende Mannesschönheit, eine bezaubernde Stimme — so manche Frau drängte sich in die Nähe Herzls, nur um den Ton dieser tiefen Glocke zu hören — und das liebenswürdigste Temperament gegeben, das Schicksal die besten Eltern und ein sorgenfreies Dasein beschert hatte,

und dieses Sonntagskind, dem Not und Niedertracht kaum dem Namen nach bekannt waren, gefiel sich in der Rolle eines Enttäuschten, eines Menschenfeindes, eines Koheleth im Frack, der ohne Erfahrung, ohne über die Elementarklassen des Lebens hinausgekommen zu sein, so tat, als hätte er dessen Höhen und Tiefen durchmessen, als hätte er alles gekostes und alles schal und ungenießbar gefunden.

Diese durchsichtige Pose, die literarische Feinschmecker dem Plauderer, dem Feuilletonisten verziehen, wurde von den Theaterleuten einmütig abgelehnt. Herzls Stücken fehlte vor allem der heiße Puls des Lebens. Die Satire auf die Gesellschaft, wie er sie sah — Börsenleute, kleine Fabrikanten, Händler, Tagesschriftsteller, Beamte, Schauspieler zweiten Ranges — kam den Theaterdirektoren belanglos vor und den vorgeführten Gestalten fehlte die Wahrheit. Der Drang, Gesehenes künstlerisch zu gestalten, ging Herzl ab, diesen Mangel an mimetischer Treibkraft, der so vielen Romanen und Stücken von sonst untergeordneten Intelligenzen zu großen Erfolgen verhilft, hatte er mit seinem großen Stammesgenossen Benjamin Disraeli gemein.

Herzls Bühnengestalten haben Geist, Temperament, Verstand, aber wenig Seele, fast niemals Herz. Statt Leidenschaften haben sie Schwächen. Wenn sie von Liebe reden, meinen sie Sinnlichkeit oder Liebelei. Herzls eigenes Seelenleben war damals ziemlich seicht, wenig bewegt. Er leugnete das Vorhandensein der großen Leidenschaft, denn er hatte sie noch nie an sich selber erfahren. War er vielleicht eine oberflächliche, eines tieferen Gefühles unfähige Natur? Schon der Umstand, daß er in den Tagen der Lehrlingszeit dem Pathos wie einer bösen Gefahr aus dem Wege ging, würde uns das Vorhanden-

sein tiefer Gefühlsquellen unter der trockenen Oberfläche verraten. Es brauchte lange Jahre, bis er selbst den unterirdischen Reichtum entdeckte. Als der erste Strahl im Neuen Ghetto aufzuckte, war er von den lebendigen Wassern wie berauscht . . .

Und noch ein Drittes stand seinen Stücken im Wege. Die Ahnung von einer bevorstehenden Umwälzung der Gesellschaft ging wie ein leises Beben durch die Geister. Der vierte Stand pochte an die Gewissen. Gerhard Hauptmann hörte den fernen Schritt der Massen, Herzl, der sonst so feinhörige, war eingemauert im Kreise des eben erst freigewordenen Mittelstandes und teilte dessen kurzlebigen Triumph. Um die Mitte der Achtzigerjahre war der Realismus — um ein landläufiges Schlagwort zu gebrauchen — im Begriffe, das Theater zu erobern. Herzl kam mit seinen bürgerlichen Problemen um ein Jahrzehnt zu spät. — — —

Ein Theatermann war scharfsinnig und ehrlich genug, einen Teil der Wahrheit zu sehen und ihm offen die Meinung zu sagen.

Herzl hatte im Jänner den Flüchtling mit großer Arbeitslust in einer einzigen Woche niedergeschrieben ⟨vom 25. Jänner bis zum 1. Februar⟩ und den Einakter Hartmann überreicht. Darauf kam folgender Brief:

Mein werter Herr Doktor!

Ausgezeichnet, aber Sie betonen in jeder Figur so sehr nur die eine charakteristische Seite, daß darüber ein zu großer Teil wirklicher Menschlichkeit verloren geht und — Sie wollen ja, daß ich aufrichtig bin — Wesen entstehen, welche stark an die Karikatur streifen. Nun nützen alle hübsch erdachten und erfundenen Situationen

nichts mehr, alle köstlichen Details — wir glauben nicht mehr mit Menschen zu tun zu haben, und unsere Teilnahme zieht sich keusch von diesen Quintessenzwesen zurück. Aber trösten Sie sich mit Molière, den unser heutiges Publikum meiner Ansicht nach aus ähnlichen Gründen immer mehr meidet.

Die Eitelkeit des modernen Zuschauers — es leben bei dieser Gelegenheit unsere Burgtheater-Première-Abonnenten! — verlangt, daß die Schwächen der Geschöpfe, die ihm als Mitmenschen da oben auf der Bühne gezeigt werden, viel dicker lackiert sind mit »Gesellschaftsfirniß«. Zu haben bei jedem Krämer! Nicht jeder Dummkopf soll gleich merken, was der Verfasser will, nein, jeder Dummkopf will es zuerst merken! Wer zu deutlich ist, nimmt dem Zuhörer das angenehme Gefühl: »Ich bin geistreich!«

Doch ich mache zu viel Worte.

Einfach also: »Studieren Sie mehr nach dem Leben als in der Welt, die Ihr Kopf malt.«

Die moderne Bühne stellt ihre bestimmten Anforderungen, zu denen sie auch, trotz der Dummköpfe im Parkett, berechtigt ist. Bilden Sie nach lebenden Modellen anstatt nach den Gipsmodellen eines Theatermuseums. Sie haben offenbar, zweifellos Talent, Erfindung — alles, was man braucht — nur, scheint es mir, müssen Sie die Menschheit doch etwas respektvoller behandeln, etwas ernster, etwas tiefer anschauen, wenn Sie nach ihr formen wollen.

Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit. Ich möchte Ihnen gerne nützlich sein, da ich Sie für begabt halte. Schreiben Sie statt für Tewele, Knaak etc. — höchst ausgezeichnete Darsteller in meinen Augen — für Sonnenthal, Thimig etc.

und Ihr Ton wird den Klang erhalten, der im Burgtheater ein Echo findet. Mit allerbestem Gruß, Ihr

7. Februer 1887. Ernst Hartmann.

Der Brief tat Herzl furchtbar weh, aber es ist sehr zweifelhaft, ob er die beabsichtigte Wirkung erzielte. Der Aufsatz Bühnenkenntnis im Buch der Narrheit läßt eher darauf schließen, daß Herzl sich nicht getroffen fühlte, dagegen für seinen Groll gegen die Theatermächtigen neue Nahrung erhalten hatte. Die 40 Aphorismen über das Theater sind der Ausdruck tiefster Verstimmung.

•

Wenn ein Theaterdirektor etwas verspricht und es nachher dennoch hält, dann sinke man vor ihm aufs Knie und küsse mit dankbarer Inbrunst den Saum seines Gewandes.

•

Man kann einem jungen Künstler keinen besseren Rat geben, als daß er sein Talent ängstlich vor jedem verberge. Ist es durch einen beklagenswerten Zufall trotzdem ruchbar geworden, so möge der Unglückliche durch ein ganzes Leben voll Demut und Reue die Verzeihung seiner Kollegen zu verdienen suchen.

•

Wenn dir etwas gelungen ist, so bitte deine Freunde unverzüglich um Entschuldigung. Ist dies nicht möglich so verreise, erkranke oder stirb.

•

Das Publikum läßt sich nur von berühmten Leuten langweilen.

•

Der Schauspieler verachtet den Dichter, der Dichter verachtet den Zuschauer, der Zuschauer verachtet den Schauspieler. So ergeht es jedem nach Verdienst.

•

Begabte Poeten werden in der Regel alt und grau, bevor sie das Licht der Bühnenwelt erblicken. Mittlere Talente machen immer durch eine Friseuse die Bekanntschaft jener gutmütigen Schauspielerin, deren Freund mit einem Gläubiger des Direktors auf vertrautem Fuß steht, und sie kommen auf die Bühne. Für die gänzlich Unfähigen sorgt Gott.

•

Herzl war unter den Augen der Eltern in der heitersten Laune. Aber die Mutter war nicht zu täuschen. In ihrer Herzensnot erinnerte sie sich, daß Theodor noch jedesmal von einer Reise erfrischt zurückgekommen war und so fragte sie ihn denn in aller Unschuld, zwischen Nachtisch und schwarzem Kaffee, ob es ihm denn nicht nach dem Süden ziehe, dem Lande der Sehnsucht, das so vielen Künstlern erst die rechte Weihe gegeben habe.

Jakob Herzl wollte erst brummig widersprechen, hielt aber nach einem Blick in die Augen der Frau an sich. »Willst mich wieder loswerden, Mamakam?« sagte Theodor.

»Mama hat recht, wie immer«, fiel der Vater ein. »In Italien muß jetzt schon Frühling sein. Die paar hundert Gulden bringst du dir später spielend wieder ein.«

Theodor umhalste die Mutter, küßte den Vater und tollte — die Worte seiner Mutter — wie ein Schuljunge im Zimmer herum.

Mamakam hatte für die Gemütskrankheit des Sohnes das rechte Heilmittel gefunden.

Mitte Februar reiste Herzl nach Italien. Er suchte zunächst Erholung für sein überarbeitetes Gehirn. An die Eltern schickte er täglich kurze Berichte. Das hatte ja die Mutter gleich bei seinem ersten Ausfluge in die Weite geregelt. »Uns schreibst du nur ganz kurz, wie es dir geht, was du mitteilenswertes erlebst, das gehört der Welt.« Und so blieb's. Von Venedig unterm 25. Februar meldete er: »Soeben frisch und munter angelangt. Viele Küsse von Eurem treuen Sohn Theodor.« Am Tage darauf: »Ich bin ausgeschlafen, ausgeruht, sehe und höre. Ein prachtvoller Tag und eine prachtvolle Stadt. Der heutige Tag gehört dem Bummeln. Morgen fange ich schon an . . . . . Ich hoffe Euch wohl und munter, wie ich selbst es bin. Das Auge meines Goldnen* ist doch schon gut? Ich hoffe. Deinen Rat, meine Teure, Teure** befolge ich und schreibe zuerst nach Berlin. Euer treuer Sohn Theodor.«

Von Venedig fuhr er über Pisa nach Livorno, wo er sich nur ein paar Tage aufhielt, von da nach Rom, wo er am 20. Februar anlangte. Dort blieb er nur eine Woche und fand dabei Zeit, mehrere Feuilletons zu schreiben.

»Ich bin frisch und munter,« schrieb er am 27. Februar an die Eltern »und die unbehaglich gedrückte, überarbeitete Stimmung, unter der ich in Wien litt, ohne es Euch zu sagen, ist völlig einer frohen und kräftigen gewichen«. Am 27. schlief er in Neapel und erwachte am anderen Morgen in »pumperlster Stimmung«, voll der rosigsten Zukunftspläne. Er bezog ein Zimmer mit dem Ausblick auf den ganzen Golf von Neapel, das Meer und Capri.

* Vater.

** Mutter.

Am 9. März war er auf Capri. Er fühlte sich dort unendlich wohl und gönnte sich nach langer Zeit wirkliche Ruhe. »Meine prachtvolle, entzückende Reise hat wohl hier ihren Höhepunkt erreicht, ihren Gipfel, auf dem es still, einsam und wunderbar ist wie auf einem hohen Gletscher . . . . Diese wilde und entnervende Arbeitsmethode, die ich in den letzten anderthalb Jahren befolgte, muß aufgegeben werden. Was hat man von den Erfolgen, wenn man sie nicht mehr genießen kann? Eine gewisse Strecke habe ich mit dem Bajonett nehmen müssen, von jetzt ab werde ich nicht mehr stürmen, sondern erobern.«

Zum Glück fand er Gefallen an der englischen Gesellschaft, die im gleichen Hotel wohnte, namentlich an dem blonden Töchterlein der Familie N. N., so daß auch die Abende bei Musik oder Whist köstlich verliefen. Anfang und Ende seiner Karten lauten immer: »Mir geht's wunderbar gut.«

Am 16. fuhr er nach Amalfi, wo er am Strand lag und sich von der Sonne braten ließ oder mit den Gassenjungen allerlei Possen trieb.

»Mit der amalfitänischen Jugend bin ich frère et cochon, ich der Bruder, sie die Schweine. Von mindesten fünfzig solcher jungen Strolche begleitet, ziehe ich umher wie der Rattenfänger von Hameln. Sie singen Fischerlieder im Chor, ich gebe den Takt an. Die ganze Stadt Amalfi begeht ununterbrochen Volksfeste, seit ich hier bin. Der Wonnetaumel erreicht seinen Höhepunkt, wenn ich für zwei Soldi Zuckerwerk unter die Kinder streue. Worauf sich die Erde mit unförmlichen Massen drei- und vierfach übereinander strampelnder, sich balgender Bengel bedeckt.«

Am 21. bestieg er den Vesuv und nach einem kurzen Aufenthalte in Neapel und Rom fuhr er in einem Zuge

nach Florenz. Dort traf er am 24. ein und blieb bis zum 28. Dann eilte er rasch nach Wien zurück: Bologna, Padua, Venedig widmete er je einen Tag.

Diese italienische Reise wurde für Herzl, wie er richtig gefühlt hatte, der eigentliche Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn in Wien. Das Feuilleton »Emmelfey« in der Wiener Allgemeinen Zeitung war unter Lesenden und Schreibenden ein kleines Ereignis; man begegnet noch heute ältern Wienern, die bei der Nennung des Namens Herzl vergnügt schmunzeln und »Emmelfey« vor sich hinmurmeln. Baron Kolisch, der Eigentümer der Wiener Allgemeinen Zeitung, suchte auch den jungen Ruhm auf die trägen Räder seines Blattes zu lenken und stellte Herzl als Feuilletonredakteur an. Er war am Ziel.

Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange, denn schon am 15. Juni kündigte ihm Baron Kolisch den Posten — allerdings in den schmeichelhaftesten Ausdrücken.

9. Kapitel.

Verschlossene Türen.

Unter anderen Umständen hätte Herzl aus dieser neuen Enttäuschung die Konsequenzen gezogen und sich vom Feuilleton ganz abgewendet, denn es war ihm allmählich zum Bewußtsein gekommen, wie undankbar die Pflege dieser literarischen Gattung sei. Sudermann, den er in Capri kennen gelernt hatte, war der gleichen Meinung gewesen, und Herzl nahm sich vor, das Feuilleton ganz aufzugeben und sich vollständig dem Roman oder dem Theater zu widmen. Die guten Eltern hätten sicher nichts dagegen gehabt, wenn der Sohn die Brotarbeit unterlassen und in Ruhe und Muße auf einen lohnenden Theatererfolg gewartet hätte. Aber Herzl war zu stolz, um im Alter von 27 Jahren dem Vater in der Tasche zu liegen, deshalb wollte er unter allen Umständen verdienen, seine materielle Unabhängigkeit erlangen. An Aussichten dazu fehlte es durchaus nicht. Da war vor allen Dingen Eyßler, der Herausgeber der Lustigen Blätter, der ihm einen sehr verlockenden Antrag machte. Herzl sollte nach Berlin übersiedeln — Berlin, sagte Eyßler, sei überhaupt der richtige Boden für sein Talent — und die Leitung der neuzugründenden Zeitschrift Die Bühnenwelt gegen ein Honorar von 750 Mark vierteljährlich übernehmen. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung. Im Sommer desselben Jahres legte O. Blumenthal sein theaterkritisches Amt nieder, und Herzl trug sich mit der Hoffnung, diese beim Berliner Tageblatt freigewordene Stelle zu erhalten. Auch diese

Hoffnung erwies sich als trügerisch. Aber Arthur Levysohn, der mit Herzl in Landeck zusammengetroffen war, machte ihn aufmerksam, daß der Posten eines Pariser Korrespondenten bei der Frankfurter Zeitung erledigt sei, er möge sich doch bewerben. Er tat es. Levysohn fügte eine überaus warme Empfehlung hinzu. Herzl war von dieser Möglichkeit ein bißchen berauscht. Den Eltern gegenüber gab er sich den Anschein, als müßte sie der Gedanke an Paris erschrecken und tröstete sie.

»Ich weiß, daß diese Mitteilung euch einen Moment lang befremden wird. Erstens ist mit dem Anerbieten die Sache noch nicht perfekt. Zweitens kann es nichts schaden, wenn man in Wien erfährt ‹und man erfährt es, weil Sonnemann sich erkundigen wird›, daß die Frankfurter Zeitung ein Auge auf mich geworfen hat. Drittens kann sich daraus eine Vertretung der Frankfurter Zeitung in Wien herausspinnen. Viertens ist es auf alle Fälle gut, ein Weltblatt mehr in dem Kreis der Beziehungen zu haben. Endlich wäre eine Stellung, die mit den unausbleiblichen Nebeneinkünften ‹ich bekäme gewiß das Szepsche Tagblatt und das Fremdenblatt hinzu› sich auf 25—30.000 Francs gleich im Anfange! stellen würde, schon etwas, wofür man sogar nach Paris gehen kann. Die letzte Eventualität halte ich für sehr weit entfernt. Ich will hauptsächlich einen Abnehmer mehr haben.

Kommt es aber zustande, so legst du ganz einfach deine Vertretung nieder, mein guter Papa, und gehst behaglich als Rentier in Paris spazieren. Die paar Bekannten, die zerspringen, wenn man sich rühren kann, werden uns nicht festhalten.

Heine war Pariser Korrespondent. Dann nach einer literarischen Generalpause Lindau und Wittmann auch.

Singer von der Neuen Freien Presse, Blowitz von der Times nehmen Stellungen ein wie Botschafter. Levysohn hat seine große Karriere als Pariser Korrespondent der Kölnischen Zeitung begonnen.

Also ihr braucht nicht zu erschrecken, wenn ich euch von diesem Plane spreche. Die Küstenfahrer sind nicht unsere Heimat. Beisammen würden wir bleiben. Und die Hauptsache: Wir sind noch lange nicht so weit.

Vorläufig betrachte ich das als Nebelgebilde. An den Debütsachen für das Fremdenblatt arbeite ich sorgsam. Das Berliner Tageblatt halte ich mir warm, den Verleger in Atem. Sein beiliegender Brief wird euch Vergnügen machen.«

Es war wirklich ein Nebelgebilde. Die Frankfurter Zeitung antwortete, der Pariser Posten sei bereits besetzt, aber ein anderer sei noch frei und Herr Sonnemann werde mit ihm in Wien darüber sprechen. Auch daraus wurde nichts.

Nach so vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen entschloß sich Herzl zu einem Schritt, der ihm unendlich sauer geworden sein muß, wie schon aus den erhaltenen Briefentwürfen hervorgeht: er bot der Neuen Freien Presse seine Dienste an.

Der Brief war an Dr. Bacher gerichtet.

Hochverehrter Herr!

Es wird mir erzählt, daß Sie sich über eines meiner im Fremdenblatt erschienenen Feuilletons Der Neue Pygmalion sehr wohlwollend geäußert hätten. Diese Mitteilung, von der ich wünsche, daß sie auf Wahrheit beruhe, ermutigt mich zu den vorliegenden Zeilen.

Vor zwei Jahren wurde ich mit meinem Wunsche, zur Neuen Freien Presse zu kommen, durch einen Freund Ihrem Kollegen Herrn Benedikt vorgestellt. Herr Benedikt beschied mich dahin, daß ich mir vorher die journalistische Routine erwerben müßte. Ich habe seit dieser Zeit in den meisten Wiener Zeitungen Feuilletons veröffentlicht, u. zw. in der Presse, im Neuen Wiener Tagblatt, im Fremdenblatt, in der Wiener Allgemeinen Zeitung. Bei dem letztgenannten Blatte war ich bis vor kurzem Feuilletonredakteur und leitete den Theaterteil, auch schrieb ich gelegentlich Reportage-Feuilletons, wie z. B. anläßlich des Blumenkorsos. Aus Gründen, die für mich nicht beschämend sind, mußte ich diese Stellung verlassen. Vom Fremdenblatt erhielt ich hierauf einen sehr schmeichelhaften Antrag, aber die Engagementsunterhandlungen ziehen sich in die Länge und scheinen zu keinem Resultat führen zu wollen.

So biete ich denn meinen jungen Degen, wie der junge Moltke, einer größeren Macht an. Vielleicht haben Sie, hochverehrter Herr, für eine freudige Arbeitskraft im lokalen Teil oder sonst wo im internen Dienst ein Plätzchen. Ich bin ein gelernter Jurist. Stilproben lege ich jetzt nicht vor, um Sie nicht ungebührlich zu belästigen, aber es versteht sich, daß ich gerne alle Befähigungsnachweise versuchen will.

Darf ich noch für meine Verwendbarkeit die Tatsache anführen, daß ich im vorigen Jahre für das Berliner Tageblatt die Chronik »Reise um die Woche« von hier aus schrieb und vom nächsten Montag an wieder schreibe? Man scheint dort mit mir zufrieden gewesen zu sein, denn ich wurde bei Besetzung der Blumenthal'schen Stelle neben Paul Lindau in Betracht gezogen.

Ich würde mich sehr ausgezeichnet fühlen, wenn Sie, hochverehrter Herr, mir mit zwei Zeilen anzeigen wollten, daß ich mich Ihnen persönlich vorstellen darf.

Genehmigen Sie usw.«

Auch dieser Versuch schlug zunächst fehl; Bacher lehnte ab.

Wien, 14. Oktober 1887.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Antrag setzt mich in Verlegenheit. Es ist vollkommen richtig, daß das unverkennbare Talent, welches in Ihrem Feuilleton »Der neue Pygmalion« sich ausspricht, meine Aufmerksamkeit erregt hat, und ist es wohl möglich, daß ich dies auch irgendwo ausgesprochen habe. Allein Sie kennen die Zeitungsverhältnisse hinlänglich, um zu wissen, daß es dem Redakteur nicht möglich ist, jede ihm zusagende Kraft in jedem beliebigen Zeitpunkte für sein Blatt zu gewinnen. Das will sagen, daß die Neue Freie Presse erst einen freien Platz haben müßte, um ihn Ihnen anbieten zu können, was leider dermalen nicht der Fall ist. Wir leiden, im Gegenteil, eher an einem Überfluß als an Mangel an Personal. Wenn Sie dagegen uns einmal eine Arbeit einsenden wollten, so würde es mich sehr freuen, sie veröffentlichen zu können, falls sie ebenso gelingt wie jener von Ihnen erwähnte Aufsatz. Es sind auf diese Art schon oft von uns Verbindungen angeknüpft worden, die aus einem anfangs losen und gelegentlichen zu einem festen und dauernden Verhältnisse sich gestaltet haben.

Mit aller Hochachtung

Dr. Bacher.

Das Jahr 1888 wurde bedeutungsvoll für die schriftstellerische Laufbahn Herzls, denn es brachte ihm einen echten dramatischen Erfolg. Angelo Neumann nahm Seine Hoheit für das Deutsche Theater an, und Herzl begab sich im Februar nach Prag. Dieser Aufenthalt trug ihm außer einem Bühnensieg die Freundschaft des vortrefflichen Prager Schriftstellers Heinrich Teweles ein, die Herzl bis zum Tode treu blieb. Die gehaltreiche Korrespondenz begann im Februar 1888 und dauerte bis 1895. Tewele berichtete über den Erfolg an die Berliner Blätter, und die Folge war, daß W. Hasemann das Lustspiel für das Wallner-Theater erwarb.

Im März 1888 war Herzl wieder in Berlin, um die Aufführung des Stückes vorzubereiten. Am 18. ging es in Szene und hatte einen schönen Erfolg. Am besten gefiel der erste Akt, der eine durchschlagende Wirkung erzielte. Herzl mußte nach den Aktschlüssen wiederholt vor der Rampe erscheinen. Seine Hoheit ist das Geld, und die alte Wahrheit von der Macht der klingenden Münze wird mit alten Mitteln an dem unsauberen Patron »John« Schwepper und seinem Anhang aufs neue bewiesen.

Der eine Bühnenerfolg tat für den Schriftsteller Herzl mehr als alle die geistreichen Plaudereien, die er in den sieben mageren Jahren von 1880 bis 1887 geschrieben hatte. Jetzt war er wirklich ein gemachter Mann. Es flogen ihm die Aufforderungen zur Mitarbeiterschaft öfter, als ihm lieb war, ins Haus.

Die unter dem Titel Neues von der Venus (Leipzig, F. Freund 1887) gesammelten Plaudereien machten wohl keinen besonderen Eindruck, erinnerten aber doch Presse und Publikum an das Vorhandensein des Wiener Humoristen. Denselben Zweck sollte auch die zweite im

gleichen Verlag erschienene Sammlung ‹1888› Buch der Narrheit erfüllen. Diese Büchlein enthalten das Beste an lustigen Einfällen und abgerundeten Feuilletons, die Herzl bis 1888 veröffentlicht hatte. Die Plauderei aus Amalfi Emmelfey und der in scherzhafter Form sehr ernste Aufsatz Cornelia allein machen Das Buch der Narrheit zu einer anziehenden Lektüre.

Die ersten Wochen des Jahres 1888 ließen sich ungünstig an. Herzl richtete an Blumenthal die Anfrage, ob er sich an der Ausarbeitung eines Lustspieles »Achtbare Leute« beteiligen wolle.

Versiegeltes Kuvert »Entwurf, den ich mir zurückzusenden erbitte, wenn Ihnen mein Vorschlag nicht konveniert«.

6. III. 88.

Verehrter Herr Doktor!

Mit Beziehung auf Ihre damalige mündliche Äußerung, daß Sie nicht abgeneigt wären, mit mir ein Stück zu schreiben, mache ich Ihnen jetzt einen Vorschlag. In der Beilage finden Sie den Entwurf eines Stückes. Zwei Akte desselben sind zum Teil ausgearbeitet — bloß vereinzelte Szenen sind lediglich skizziert. Wenn Sie im Prinzip auch jetzt noch zur Kompagniearbeit bereit sind, werden wir uns über Änderungen des Planes leicht verständigen.

Ich habe ohnehin die Absicht, auf zwei bis drei Wochen nach Berlin zu kommen. Wenn Sie mir mitteilen, daß Ihnen die Idee zusagt, so reise ich nächste Woche hin.

Das Stück würde selbstverständlich dem Lessingtheater gehören, aber mit der Bedingung, daß es im Oktober oder November 88 herauskomme. Bitte, erfreuen Sie mich bald durch eine Nachricht und seien Sie der aufrichtigen Ergebenheit versichert

Ihres Sie hochachtungsvoll grüßenden

Th. H.

Blumenthal lehnte ab.

Im Mai wurde Herzl Mitglied des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereines Concordia. Jetzt ging er allen Ernstes daran, die hartnäckige Festung der Neuen Freien Presse im Sturm zu nehmen. Daß Dr. Eduard Bacher nach dem Berliner Bühnenerfolg den schlechten Geschmack hatte, ihm ein Feuilleton zurückzuschicken, bestärkte ihn nur noch mehr in diesem Entschlusse. Die Reise-Feuilletons des Sommer 1888 sollten ihm die Tore des spröden Blattes erschließen.

10. Kapitel.

Im Burgtheater.

Anfang Juli trat Herzl wieder seine Ferienreise an. Diesmal ging es nach England. Er hielt sich unterwegs fast eine Woche in Brüssel auf, in Ostende ein paar Tage, am 10. war er in London, wo er etwa zwei Wochen verblieb. Die Massigkeit der Riesenstadt wirkte auf ihn wie auf jeden ersten Besucher, überwältigend, betäubend, er konnte sich weder örtlich noch geistig zurechtfinden. War aber doch in bester Laune »unter den fortwährenden unerschöpflichen Anregungen«. »Abends ist man freilich müde wie ein Packträger, schläft aber dafür wie ein Gott, der ausgesorgt hat.« Er verbrachte einen regnerischen Sonntag in London — den langweiligsten seines Lebens. Am 22. war er in Brighton, wo er eine Weile blieb, von dort machte er einen Ausflug nach Eastbourne und Hastings. Am 29. fuhr er nach Worthing, um das Goodwood-Rennen zu sehen. Am 1. August war er in Ventnor auf der Insel Wight. Dort fühlte er sich überaus wohl. Die seligen Tage von Amalfi wurden wieder lebendig. Er nahm Seebäder, ging spazieren, lag viel im Sand, ließ sich von der Sonne braten und sah den Kindern beim Spiel zu. Im übrigen arbeitete er mit Fleiß und Sorgfalt an seinen Feuilletons für die Neue Freie Presse — die Festung hatte sich diesmal dem Stürmer ohne Widerstand ergeben. Am 9. wohnte er der Regatta in Cowes bei. Am 11. war er in Trouville, wo er mehrere Tage blieb. Von dort ging es nach Ostende, dann nach

München, wo er mit Franz Wallner zusammentraf, nach Salzburg und Wien. Den Rest der Ferien verbrachte er in Reichenau. Die Eltern befanden sich zuerst in Hall, dann in Gastein.

Während dieser Reise schrieb er über ein Dutzend Feuilletons — es war also, wie geplant, »eine brave Lern- und Arbeitsreise«. Versüßt wurde ihm die Arbeit durch die Briefe der »Kleinen«, wie Julie Naschauer im Familienkreise Herzls genannt wurde.

Im Herbste trat er an Hugo Wittmann, den anerkannt ersten Feuilletonisten deutscher Zunge, mit dem Gedanken einer gemeinsamen Theaterarbeit heran. Diesmal klang das Angebot anders, als das einst an Lindau gerichtete; es war kurz, sachlich, geschäftsmäßig trocken.

Sehr verehrter Herr!

Ohne Einleitung in aller Kürze: Wären Sie geneigt mit mir zusammen ein abendfüllendes Lustspiel zu schreiben? Ich habe eine, wie mir scheint, brauchbare Idee und verlange nichts besseres, als Ihnen dieselbe vorzutragen, ehe Sie sich definitiv entscheiden.

Die einzige besondere Bedingung, die ich stelle, ist, daß die Arbeit so bald als möglich gemacht werde. Die gegenwärtige Saison wäre noch beim Zipfel zu erwischen.

Teilen Sie mir freundlichst Ihr Ja oder Nein mit. Wenn Sie mich anhören wollen, bitte ich mir Tag und Stunde bekanntzugeben, wo ich Sie am wenigsten störe.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Th. H.

Im Oktober 1888 schrieb Wittmann, er sei bereit, Herzls Lustspielidee zu hören, könne aber nur auf den Vorschlag einer gemeinsamen Arbeit eingehen, wenn es anonym geschehen könnte. »Ich habe schon so viele Mitarbeiter gehabt und ich fürchte, die liebe Kritik könnte das schließlich lächerlich finden«. Die Unterredung fiel günstig aus: Wittmann fand Gefallen an der Idee. So kam das Lustspiel »Die Wilddiebe« zustande. Es wurde beim Burgtheater eingereicht, angenommen, am 19. März 1889 aufgeführt und vom Theaterpublikum mit größtem Beifall begrüßt. Daß man die Namen der Verfasser nicht kannte, erhöhte nur den Reiz des Stückes und machte es zu einem ausgesprochenen Erfolg. Die Wilddiebe gingen über alle bedeutenderen Bühnen Deutschlands und Österreichs und trugen den Verfassern ein gutes Stück Geld ein.

Das Stück spielt in der Vorhalle eines Familienhotels zu Ostende. Hier werden Zeitungen gelesen, hier wird konversiert, hier wird Klavier gespielt, im Hintergrunde auf einer Stiege, auf einem Gange sieht man die Bewegung der hin- und widergehenden Gäste. Die verschiedensten Kostgänger laufen hier dem Dichter in sein Lustspiel hinein, aus ihm wieder heraus, es ist ein Freiplatz für jeden Sinn und Unsinn. Zuerst nimmt uns die Witwe Julie Möller mit ihrer Tochter Emmy, einem gesunden, vorlauten Backfisch, in Anspruch, sie unterhält sich mit der jungen Witwe Clarisse Lengsfeld und teilt ihr die Geheimnisse des ehelichen Lebens mit. Sie sei nicht Witwe. »Herr Möller lebt!« Er lebt, aber er heißt nicht Möller. Sie trage seit der Trennung wieder ihren Mädchennamen. Da müsse sie wohl Schweres durchgemacht haben, meint Clarisse. Durchaus nicht! Er und

ich, wir heirateten uns auf Wunsch unserer Väter, die das auf geschäftlichem Wege abgemacht hatten. Ich war ein einfältiges Ding von siebzehn Jahren, und der hübsche leichtsinnige Mann gefiel mir vor der Ehe. Nach der Hochzeit war er noch immer hübsch und leichtsinnig, nur gefiel er mir nicht mehr. Als Sohn eines geadelten Kaufmannes hatte er vornehme Passionen, spielte den Kavalier, langweilte sich zuhause, ging darum aus, um sich zu unterhalten und unterhielt sich prächtig. Endlich wurde mir's aber zu toll, und da gingen wir eben von einander. Sie gingen von einander und der Mann ließ der Frau die kleine Emmy, die damals vier Jahre alt war, zurück. Um aber das Kind sicher zu haben, schrieb die Mutter dem Vater, daß sie sich wieder verheiratet hätte, er möge sie nie mehr besuchen, damit Emmy nicht mit dem drückenden Gedanken aufwachse, daß der Mann ihrer Mutter nicht ihr Vater sei. Mit schmerzlichen Worten, aber innerlich vergnügt, geht der leichte Patron auf diese Bedingung ein.

Frisch und fröhlich, mit gleichen Füßen, springt Philipp von Sorau — so heißt der Leichtsinnige — in die Handlung hinein. Er verfolgt eine Dame, die auf der Straße sein Wohlgefallen erregt, bis in die Vorhalle des Hotels — die Dame ist die Freundin seiner ehemaligen Gattin, Clarisse Lengsfeld. Nicht allein erscheint er auf dem Plan, sondern mit zwei anderen »Wilddieben«, dem schon älteren Bankier Knöpke aus Bremen und dem jugendlichen Springinsfeld Max von Thürmer. Wilddiebe? Ja, Wilddiebe! Das Wild, das sie jagen, ist das Weib. Sie sind übrigens ehrliche Wilddiebe, diese Drei. Wenn einer von ihnen Jagd macht auf ein Wild, so schlagen sich die andern seitwärts in die Büsche, aber es muß klar ange-

sagt werden, sonst zielen auch die andern. Zunächst also pürscht Herr von Sorau auf die junge Witwe Clarisse Lengsfeld. Übermütig, verwegen, siegessicher geht er sie an. Frau Lengsfeld, die sich durchaus nicht will treffen lassen, ruft eine von den vielen herumlaufenden Lustspielfiguren, einen Mister Brown, als Beistand gegen den Zudringlichen an. Mister Brown hat schon Anstalten getroffen, um den Eindringling kurzer Hand hinauswerfen zu lassen, als die Beiden sich als alte Bekannte erkennen. Unterdessen sind die beiden andern Wilddiebe nicht ruhig gelegen; Max von Thürmer hat es auf die kleine Emmy angelegt, der schon ältere Knöpke auf Emmys Mutter. Die gute Mutter schüttet sich aus vor Lachen über Knöpkes Liebesantrag, als ihr, so unerwartet wie der Mann aus dem Monde, ihr ehemaliger Gatte, Philipp von Sorau entgegentritt. Überraschung, Schreck, Verlegenheit. Wie soll sich die arme Frau ausreden wegen ihres vorgeschützten zweiten Gatten. Nicht einmal ein Name fällt ihr ein. Da kommt ihr Clarisse Lengsfeld zu Hilfe, indem sie auf eine der vielen herumlaufenden Lustspielfiguren, auf einen Baron Paumann, hinweist, den die Freundin wohl für ihren zweiten Mann ausgeben könnte. Ja, meint Herr von Sorau, wie es denn komme, daß seine ehemalige Gattin, obgleich sie wieder geheiratet, sich doch mit ihrem Mädchennamen in das Fremdenbuch eingetragen habe. Warum, stottert sie ... ja, Standesrücksichten hätten das gefordert, sie sei nur zur linken Hand getraut ... Baron Paumann sei ein ... Also ein regierender Fürst! ruft Sorau aus. Durchlaucht, redet er den Baron an, Durchlaucht — der Baron aber will nicht hören, und als er vollends den Grund des Mißverständnisses erfährt, zieht er sich aus der unerquicklichen Situation

schleunigst zurück und läuft nicht mehr als Lustspielfigur herum.

Julie Möller ist also frei, und sie könnte, wenn es sein müßte, wieder Frau Sorau werden. Auf Umwegen denkt auch Herr von Sorau an diese Möglichkeit. Er hat Emmy, seine Tochter, kennen gelernt und das junge Blut hat es ihm angetan. Einer blühenden, reizenden Weiblichkeit gegenüber hat er eine Liebe kennen gelernt, die von Sinnlichkeit nichts weiß. Der Vater erwacht in ihm, und läge es nicht in der Logik des Blutes, wenn auch die Gattenliebe in ihm sich wieder rührte? Allein der alte Wilddieb hat sich in seinen eigenen Netzen gefangen. Der Meister muß es erleben, daß seine Schüler in der Wilddieberei ihm ins Gehege kommen, ja daß sie ohne es selbst zu wissen auf sein Herz zielen. Der schöne ältere Knöpke geht seiner Frau, der feurige Max von Thürmer läuft seiner Tochter nach: Julie und Emmy, wie leicht könnten sie verloren sein? Was tun? Zwischen Sorau und Emmy hat sich schon eine Art Freundschaft hergestellt, und in einem Gespräche, das sie weiter führt, als sie wollten, so daß ein Wort das andere hervorlockt, gibt sich Sorau als der Vater Emmys zu erkennen. Sie gesteht ihre Liebe zu Max von Thürmer ein, obwohl ihre gute Mutter sie mit dem jungen Gottlieb Schadenbeck, dem Sohne eines Fabrikanten in Gera ⟨Fürstentum Reuß⟩, zu vermählen vorhat. Gegen beide Verbindungen stemmt sich Sorau, denn Gottlieb und Emmy wollen von einander nichts wissen, und Max von Thürmer? O, dieser verderbte und verderbliche Wilddieb, er wird das Röslein brechen und wegwerfen! Nun trifft aber der alte Schadenbeck schon morgen aus Gera ⟨Fürstentum Reuß⟩ in Ostende ein, um der Verlobung seines Sohnes Gott-

lieb mit Emmy beizuwohnen. Dem neugebackenen Vater Sorau brennt der Boden unter den Füßen, und er faßt rasch den Entschluß, bei Nacht und Nebel die eigene Tochter zu entführen, um sie zwischen den zwei Klippen, die sie bedrohen, heil durchzuführen. Max von Thürmer aber, der feurige Liebhaber, bekommt Wind von dem abenteuerlichen Vorhaben, schließt den Vater in sein Zimmer ein und eilt mit Emmy, die von dem Rollenwechsel keine Ahnung hat, auf den Bahnhof. Ihnen nach eilt jener Mister Brown, der in dem Wahne lebt, daß Clarisse Lengsfeld, seine stille Flamme, entführt werden solle. Er läßt den Entführer, als einen vermutlichen Goldnicht Wilddieb, verhaften und kehrt mit der Dame ins Hotel zurück. Er trifft die verzweifelten Eltern, denen er die Sache im langsamsten Zuge mit den unnötigsten Details erzählt. Ungeduldig, gepeinigt, fragen sie den Mann, wo sich denn Emmy befinde. Nach kurzem Besinnen sagt er endlich phlegmatisch: »Draußen!« Lebhaft sind dann die Auseinandersetzungen Soraus mit Max von Thürmer, der aber, aus einem Wilddieb ein aufrichtiger Liebhaber geworden, schließlich den Sieg davonträgt. Mister Brown erklärt sich in seiner steifen Weise für Clarisse Lengsfeld. Knöpke aber, der schon ältere Mann, erscheint unter den Glücklichen als ein wahres Jammerbild, er zittert am ganzen Leibe. Julie hat ihm nämlich ein Stelldichein am Meeresstrande ⟨natürlich nur scherzhaft⟩ gegeben, wo er sich nun bis auf die Knochen erkältet hat. »Ich heiße Leberecht Knöpke, bin Junggeselle in den besten Jahren — ich habe die Ehre, um Ihre Hand anzuhalten« sagt er zu Julien. Sein schmeichelhafter Antrag, erwidert Julie, stoße nur auf eine Schwierigkeit. »Die wäre?« »Ich bin schon verheiratet. Darf ich Ihnen

vielleicht meinen Mann vorstellen?« Auf Sorau deutend. »Du bist . . .« »Der erste Gatte dieser lieben, guten Frau und auch ihr zweiter!« Knöpke: »Kellner, meine Rechnung, ich reise ab.«

Erst im April 1890 gaben die Verfasser der Wilddiebe ihre Namen bekannt. Emil Granichstädten und Ostersetzer hatten nämlich das Märchen verbreitet, das Stück sei von Sardou's »La joie de la maison« abgeschrieben. Herzl und Wittman publizierten eine genaue Inhaltsangabe des französischen Lustspiels und zeigten so, daß nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen den beiden Stücken bestand. Infolge der Verleumdung zog Herzl das Franz Wallner gegebene Versprechen der Mitarbeiterschaft an Elias und Überflüssige Menschen zurück. »Nachdem man mir soeben den lügenhaften Vorwurf der Benützung eines französischen Urbildes gemacht hat, kann und darf ich mich nicht auf das schwankende Terrain einer Bearbeitung französischer Stoffe begeben, obwohl natürlich in diesem Falle das Original deutlich angegeben worden wäre.« Ludwig Speidel stellte sich mit einem Feuilleton auf die Seite von Herzl und Wittmann.

Jetzt wurde auch Der Flüchtling, der vergebens an alle Türen gepocht hatte, vom Burgtheater angenommen und am 4. Mai gespielt. Mit gutem Erfolg.

Inzwischen übernahm Herzl das Burgtheaterreferat und die Feuilletonredaktion bei der Wiener Allgemeinen Zeitung. Er blieb nicht lange in dieser Stellung und scheint auch kein besonderes Geschick in der Behandlung der Mitarbeiter entfaltet zu haben, jedenfalls war er die Veranlassung, daß der beliebte Humorist Vinzenz Chiavacci, der jeden Sonntag die »Frau Sopherl vom

Naschmarkt« über Tagesfragen »fratscheln« ließ, seinen »Stand« ins Wiener Tagblatt verlegte.

Im Sommer 1889 verhandelte Herzl mit Gustav Davis von der Reichswehr wegen Übernahme des Regierungsblattes Die Presse. Zum Glück für Herzl verliefen die Verhandlungen im Sand.

11. Kapitel.

Julie.

Daß Herzl sich trotz der vielversprechenden Theatererfolge keine Ruhe gönnte, vielmehr mit allen Kräften darnach strebte, eine feste journalistische Stellung zu erlangen, hatte einen besonderen Grund. Er wollte heiraten. Schon als Student war er in das Haus des Kaufmannes Jakob Naschauer eingeführt worden und hatte den Verkehr seitdem aufrecht erhalten. Die Naschauers stammten aus Böhmen. Moritz Naschauer, der in jungen Jahren nach Ungarn ausgewandert war, widmete dem Studium der jüdischen Literatur größere Aufmerksamkeit als dem Erwerb, gab aber seinen Söhnen Wilhelm und Jakob ⟨1837—1894⟩ eine musterhafte Erziehung. Die Brüder zogen nach Wien und gründeten dort die Firma »Wilhelm Naschauer«, die bald einen vortrefflichen Ruf genoß. Die Firma wurde zu ärarischen Lieferungen herangezogen, errichtete viele Fabriken, bewirtschaftete große Ökonomien. Jakob heiratete die bildschöne Jenny, geborene Kollinsky und hatte fünf Kinder. Das vierte war »Julie«, wie sie mit französischer Aussprache von Eltern und Geschwistern genannt wurde, im Geburtszeugnis lautet der Name Juliane ⟨geboren am 1. Februar 1869⟩.

Die goldhaarige, blauäugige Julie zog Herzl an und wurde ihrerseits von ihm angezogen, in seinen Reisenotizen aus den Jahren 1886, 1887 und 1888 wird ihrer mehr als einmal gedacht. In seinen Briefen an die Eltern ließ Theodor oft durchschimmern, daß er den sehnlichen Wunsch habe, ihnen ⟨wie Dr. Jakob Samuel im Neuen

Julie Naschauer als Braut.

Ghetto) eine Tochter zuzuführen. Im Sommer 1889 war sein schriftstellerischer Ruf in der Wiener Gesellschaft so fest gegründet, daß die Eltern Julies ihm ohne Sorge ihr Kind anvertrauen konnten. Die Hochzeit fand am 25. Juli 1889 zu Reichenau (im Rax- und Schneeberggebiet) statt. Die Hochzeitsreise ging nach Frankreich, und das Liebespaar suchte alle Orte auf, wo Herzl als Lehrling gehaust hatte — Paris, Calvados, Trouville . . .

Das Bühnenglück blieb Herzl nicht treu. Der Bernhardiner (»Was wird man sagen?«, wie das Lustspiel später hieß) wurde vom Burgtheater abgelehnt (Oktober 1889) und fand, als es in Prag (März 1890) und Berlin (Oktober 1890) aufgeführt wurde, wenig Beifall beim Publikum, dafür boshafte Ablehnung seitens der Kritik. Namentlich Paul Schlenther tat sich durch seine Feindseligkeit hervor.

Die Geburt Paulinens (29. März 1890) drängte für eine Weile die großen und kleinen Sorgen des Berufes zur Seite, brachte überhaupt so manche verborgene Gefühlsquelle im Gemüte Herzls ans Licht.

»Welche Umwälzung ein Kind bewirkt! Wie voller der Klang des Lebens einem rauscht! Und wie nachdenklich es einen dabei doch stimmt! Ich weiß, ich gehe durch die Pforte der Vaterschaft zur Philosophie ein, natürlich ohne Gelehrsamkeit.« (Brief an Agai.)

Man kann nach dieser Äußerung, der sich leicht andere anreihen ließen, erkennen, daß Herzl schon damals auf dem Wege war, sich auf sich selbst zu besinnen und auch schriftstellerisch seine Eigenart zu finden. Aber Pauline gab dem Vater die neue Erfahrung nicht umsonst: das Haus kostete jetzt ein schweres Geld und da hieß es die in den Wilddieben eingeschlagene

Geschmacksrichtung weiterverfolgen, die kaum gewonnene Reputation ausmünzen bis auf den Grund. Die Dame in Schwarz wurde, wieder in Gemeinschaft mit Hugo Wittmann, geschrieben und richtig wieder im Burgtheater aufgeführt (6. Februar 1891), nur war diesmal die Aufnahme geteilt.

Das Burgtheater führte seine besten Kräfte ins Feld: Sonnenthal, Gabillon, Thimig, Römpler, die Damen Hohenfels und Reinhold, aber der Beifall nach den Aktschlüssen blieb nicht ohne Widerspruch, und die Kritik ging mit Herzl und Wittmann erbarmungslos ins Gericht. Im Mittelpunkte steht der berühmte Maler »Williams«, der sich unter falschem Namen in Hirschgarten am Rhein aufhält, um von den Unbequemlichkeiten des Ruhmes auszuruhen. Aber die Neugierde der Kleinstädter heftet sich ihm an die Fersen und hetzt ihn in ein Netz von Mißverständnissen, aus denen er sich durch den Sprung in die Ehe befreit.

Den Sommer 1890 verbrachte Herzl in Reichenau mit einem Operettentext, Des Teufels Weib, frei nach Meilhac und Nortier, einer leidigen Brotarbeit, beschäftigt. Fräulein Alexandrine von Schönerer, die damalige Leiterin des Theaters an der Wien, hatte ihm den Auftrag gegeben, dessen er sich nicht unrühmlich entledigte. Des Teufels Weib, von Adolf Müller in Musik gesetzt, wurde 60mal hintereinander aufgeführt.

Der schlüpfrige Boden der Theaterwelt sagte Herzl nicht zu, und der Kampf mit den Theaterdirektoren, den Schauspielern, den Kritikern und — nicht zuletzt — mit den Unberechenbarkeiten der Theaterbesucher rieb ihn auf. Das Jahr 1890 hatte seine Stahlnerven auf eine harte Probe gestellt.

12. Kapitel.

Heinrich Kana.

Zu den Sorgen und Plagereien des Berufes kam anfangs Februar ein großes Seelenleid hinzu: sein Jugendfreund Heinrich Kana starb in der Fremde, einsam und verlassen, todkrank, im Geiste gebrochen, durch eigene Hand.

Kana hatte als junger Mensch Augenblicke der Selbsterkenntnis gehabt, nur ließ er sich leider in der Wahl des Berufes nicht von ihnen bestimmen, sondern versuchte gegen die bessere Einsicht das Glück als Schriftsteller zu zwingen. Im Juli 1879 bezeichnete er sich als »Anfänger«, als einen Halbdichter, der zwischen dem Beginn und der Beendigung eines Werkes regelmäßig erlahme. Ein andermal erzählt er in beißender Selbstverspottung, wie schön er sich den neuen satirischen Stil ausgedacht habe, mit dem er die Welt verblüffen und überwältigen wollte — aber wie er sich hinsetzte, um das erste Feuilleton im neuen Stile zu schreiben, brachte er nicht einen einzigen Satz aus der Feder.

Herzl glaubte an diesen Kana, wenigstens in den Jahren seines schriftstellerischen Tastens. Kanas Urteil in literarischen Dingen war ihm unfehlbar. Erst als die Wiener Allgemeine Zeitung sein Feuilleton »Das Alltägliche« druckte, das Kana früher einmal in Grund und Boden verdammt hatte, wurde er stutzig.

Der Brief vom 28. Mai 1883, in dem er dem blind verehrten Freunde seinen Irrtum mitteilt, ist rührend in seinem verhaltenen Jubel, seiner Offenheit und schonenden Rücksicht.

»Du hast jedenfalls mein Feuilleton gestern gedruckt gelesen. Mit jener Offenheit, die du mir manchesmal als Albernheit oder Eitelkeit auslegst, sage ich dir, daß es mir noch heute, und heute erst recht, sehr gut gefällt. Offen ⟨albern und eitel?⟩ bin ich ja nur einem einzigen Menschen gegenüber und der bist du. Du siehst wie der Georg der Fabel deinen damaligen Irrtum hoffentlich schon ein. Du hast ja, wenigstens mir gegenüber, das sauer und wohlerworbene Recht, auch einmal nicht Recht zu haben. — Bei aller läppischen Selbstgefälligkeit, die ich habe, pflegte ich doch, wenigstens dir gegenüber, am Glauben an die Güte meiner Erzeugnisse nie festzuhalten. Das einemal tat ich es, wie du dich noch zu erinnern weißt. Ein Winternachmittag war es, wie heute keiner ist, am Fenster deiner Stube saßest du und zerpflücktest mit kritischem Hohnlachen mein armes »Alltägliches« Erzeugnis, an das ich manche Stunde des Nachdenkens und der Arbeit gesetzt hatte, das ich für schlicht, wahr, wenn auch ein wenig zu sentimentalisch geraten hielt. Du warst anderer Ansicht: du nanntest es affektiert, falsch und verlogen süßlich. Hattest noch eine Menge Erbärmlichkeiten daran auszusetzen. Auf deinem Lottersofa lag ich wütend und zerknirscht. Wenn ich sie nicht gleich in Stücke zerriß, meine Arbeit, so war es nur, weil ich sie unter Schmerzen geboren hatte.

Die communis opinio Viennensis ⟨die Wiener Allgemeine Zeitung⟩ hat sich für meine Auffassung, wenn auch in wenig lukrativer Weise, entschieden — aber darum werde ich mich doch wieder vorkommenden Falls unter deine schmerzlichen Rutenstreiche begeben. So ein zerfließender Kerl wie ich braucht eine strenge Zucht.«

Herzl verlor allmählich den Glauben an die kritische

Unfehlbarkeit Kanas, hielt aber unerschütterlich an der alten Freundschaft fest. Kana vereinigte in seinem Wesen eine seltene scheinbar unerreichbare Mischung von großer Verstandesschärfe und weichster Zärtlichkeit, sowohl für Herzl, wie für Boxer war diese bald väterlich ermahnende, bald mütterlich liebevolle Art zu einem unentbehrlichen Labsal geworden. Und dieser seelenvolle Mensch mit den überfeinen Nerven wollte auf dem Berliner Boden als Schriftsteller einen Platz erobern! Es war vom ersten Tage an ein erbarmungswürdiges Schauspiel, der Kampf dieses zartfühlenden Träumers gegen Menschen von Eisen und Stahl, zerschlagen, aus tausend Wunden blutend, sank er in den Staub ... Die Briefe dieses Unglücklichen haben schon als Beitrag zur Psychologie und Lebensgeschichte der jüdischen Geistesproletarier ihre dokumentarische Bedeutung.

Berlin, Köthenerstraße 31. 9. August 1890.

Mein lieber guter Theodor!

Meine gestrige Karte hast Du wohl erhalten. Das war gestern ein fürchterlicher Tag. Ich hatte Brahm einen Artikel in Aussicht gestellt, der bis 6 Uhr abgeliefert werden müßte. Ich war den ganzen Tag über sehr schlecht disponiert und hielt mich nur dadurch aufrecht, daß ich ein paar Tassen schwarzen Kaffees trank. Aber es wurde 4, es wurde 5, ohne daß ich zu einem Schluß kommen konnte. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn, meine Hände fingen zu zittern an. Endlich entschloß ich mich zu einem Kaiserschnitt, dem nichts weniger als gerade die Hauptsache zum Opfer fiel und schickte das Ding ab. Bisher hat er mir ihn nicht retourniert. Am Ende nimmt er ihn. Dann ist mein Urteil über ihn fertig. Es ist das Schlechteste, was ich ihm jemals geschrieben habe.

Warum ich mich mit Brahm einlasse? Mein Gott, vor allem habe ich nicht die Wahl. Die Berliner Tageblätter sind mir so ziemlich verschlossen. Ehren-Levysohn, mein »Gönner« von ehedem, hat es nicht einmal über sich gebracht, die ganz unverbindliche Aufforderung, ihm etwas einzusenden, an mich zu richten. Und von dem, was ich bei Mamroth und Mauthner verdiene, kann ich nicht leben. Da war ich sehr froh, als Brahm mich aufforderte, für ihn über aktuelle Sachen zu schreiben. Meines Wissens ist er — abgesehen von den literarischen Händeln, in die er stets verwickelt ist — homo integer. Solltest du etwas Gegenteiliges über ihn wissen, so bitte ich dich recht sehr, es mir mitzuteilen.

In Familienjournale konnte ich bisher keinen Eingang finden. Vielleicht gelingt es mir mit einer Novelle, die ich demnächst fertigstellen will. So jämmerlich es mir übrigens hier geht, so ist's mir noch nie eingefallen, nach Wien zurückzukehren. Wenn ich nur von Wien höre, erscheint mir alles erträglich, was ich hier durchzumachen habe . . .«

Und so kam es denn, wie es kommen mußte. Am 6. Februar 1891 machte Kana seinem unerträglich gewordenen Dasein durch eine Pistolenkugel ein Ende. Die letzten an Herzl gerichteten Worte lauten:

»Mein guter, teurer Theodor, dein alter Freund sagt Dir noch Lebewohl, bevor er stirbt! Ich danke Dir für alle Deine Freundschaft und Güte. Ich wünsche Dir und den teuren Deinen alles Glück hienieden. Ich küsse Dich.

Dein Heinrich.«

Berlin 6. 2. 1891.

Das Schicksal des Freundes griff Herzl in die Seele. Wohl überwand er die Erschütterung, wie er später

schwerere Schläge überwand, aber weder die italienische Reise, noch auch die Sorgen des Tages brachten ihm Vergessen. Die tragische Gestalt Heinrich Kanas ließ sich nicht bannen, noch im Jahre 1895 umschwebte sie ihn, als er über seinen Judenroman sann.

Erstes Kapitel.

Moritz Frühlingsfeld, der Held, erhält am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1889 einen Brief von Heinrich Kana aus Berlin. Behaglich setzt er sich hin, um zu lesen.

Es ist der Selbstmordbrief.

Erschütterung im Tiefsten.

Zweites Kapitel.

Das vergessene Mädchen. Die ruinierte Börseanerfamilie mit dem Vater, der nicht gesorgt hat und sich durch tausend Zärtlichkeiten dafür bei der Tochter entschuldigt.

Dorthin geht Moritz, um den ersten Choc zu überwinden. Da errät er, daß das vergessene Mädchen Heinrich geliebt hat. Sie wird später wohl erzogen und muß stumm sterben.

Drittes Kapitel.

Aufbruch zur Vergessensreise.

Moritz muß auf den Rat seiner Freunde ⟨oder Eltern⟩ verreisen, um den Toten »loszuwerden«.

Er hatte schon früher Reisen gemacht, nie eine solche. Früher hatte er Augen für schöne Weiber, Abenteuer und Landschaften. Jetzt sieht er alles neu, gleichsam durch das Gespenst Heinrichs hindurch.

»Zum Sterben haben wir noch Zeit!« 1. Tagebuch II, 92.

Erst in Altneuland fand Heinrich Kana seine dichterische Verklärung und Herzl war von dem Gespenst

erlöst. Im Jahre 1903 besuchte Herzl das Grab des Freundes auf dem Weißensee-Friedhof (Feld S, Reihe 4, Nr. 9685).

Herzl bedurfte dringend einer ausgiebigen Erholung. Die fand er, wie schon einmal vorher (1887) auf einer Reise nach Italien. Im Februar 1891 war er im Lande seiner Sehnsucht, diesmal ohne jeden Gedanken an schriftstellerischen Frohndienst. Am 10. traf er in Venedig ein, dort war es aber so kalt, daß er nach Mailand flüchtete, wo er einen herrlichen Theaterabend verlebte im Theatro Filodramatico: er sah die Duse und ihren Partner Flavio (Ando).

In Genua, wo er am 14. eintraf, war es so kalt, daß er den Pelz tragen mußte, oft sogar mit aufgestelltem Kragen. Aber das Straßenleben amüsierte ihn sehr.

»Das helle, bunte Straßenleben«, schreibt er am 15. an seine Eltern, »erquickt einen aber doch selbst in dieser Jahreszeit. Das ganze sieht so spaßhaft aus. Scheint es doch, als ob die eine Hälfte der Bevölkerung der andern die Stiefel putzen würde, und die andere Hälfte sich den Putzpreis durch den Handel mit Zündhölzchen verdienen wollte. Man sieht nämlich enorm viele Stiefelputzer und Zündhölzchenhändler. Es ist ja übrigens gleichviel — das Leben vergeht sowieso, ob man es nun mit großen oder kleinen Unternehmungen heroisch oder lächerlich ausfüllt.«

Am 16. war er in Nizza, wo er herrliches Wetter vorfand, am 21. in Monte Carlo. Behaglich ließ er den blühenden, lachenden Frühling auf sich wirken und bummelte die Riviera entlang bis Savona. Dann ging es in Eilmärschen über Turin, Mailand, Venedig nachhause zurück. Am letzten Februar war er wieder in Wien.

13. Kapitel.

Die Berufung nach Paris.

Anfangs August ging er wieder auf Reisen, die ihm zum Bedürfnis geworden waren. Sie erfrischten und erheiterten ihn. Nie langweilte er sich weniger, als wenn er im Eisenbahnwagen saß und die Länder an ihm vorüberflogen. In Köln sah er den Dom und hörte eine Predigt, in Lüttich hielt er sich nur eine Nacht auf. Am 3. war er in Paris, wo er bis zum 7. blieb. Von da ging es über Bordeaux nach Arcachon, wo er sein Stück fertigstellen wollte. Aber die Luft behagte ihm nicht, deshalb suchte er die Pyrenäen auf, erst St. Sauveur-Les-Bains, dann das nahegelegene Luz. Dort fand er in der Tat seine Arbeitskraft wieder, wenn er von seinem Stücke ausruhen wollte, lernte er Spanisch. In Luz fühlte er sich sehr wohl. Kost und Quartier waren vortrefflich. Er hatte ein Zimmer im zweiten Stocke mit prachtvollem Balkon und der Aussicht nach zwei Fronten. Unter seinen Fenstern rauschte der Gebirgsbach, der ihn des Tages mit seinem gleichmäßigen Lärm ergötzte und des Nachts in den Schlaf sang. Er brauchte keinen Schritt zu gehen und befand sich doch in herrlichster Gebirgslandschaft, reinster, belebendster Luft. Trotzdem machte er gewissenhaft seinen täglichen Spaziergang von anderthalb bis zwei Stunden. Abend ging er mit den Hühnern schlafen.

Anfangs September wanderte er wieder heimwärts, verweilte in Pau, Biarritz und San Sebastian. In Biarritz erlebte er die Genugtuung, daß der russische Gesandte in Madrid, Fürst Gottschakoff, sich ihm durch den Madrider

Times-Korrespondenten vorstellen ließ. An der spanischen Grenze lernte er gelegentlich einer Paßschwierigkeit Frau Regine Friedländer und ihre Schwester Claar-Delia, die Gattin des Frankfurter Theaterintendanten, kennen, beide Damen überhäuften ihn mit Artigkeiten über sein Feuilleton »Luz, das Dorf«.

Anfangs Oktober wollte er San Sebastian verlassen, um über Burgos, Valladolid, Segovia nach Madrid zu reisen. Da erhielt er von Dr. Bacher telegraphisch den Auftrag, als Korrespondent der Neuen Freien Presse nach Paris zu gehen. Er sollte 1000 Francs monatlich bei Vergütung aller Spesen erhalten, vier Monate Probezeit. Er nahm an — ohne die Redakteure merken zu lassen, wie stolz, wie gehoben er sich fühlte. Er wußte, daß es eine Gelegenheit war, sich auszuzeichnen, sein ganzes Können zu zeigen: »Der Pariser Korrespondent ist das Sprungbrett, von dem ich mich hochschwingen werde, zu eurer Freude, meine teuren, geliebten Eltern . . .«

Herzl hatte den Antrag zum Teil der guten Meinung Wittmanns zu verdanken. Dr. Bacher fragte diesen, was er davon halte, Herzl als Korrespondent nach Paris zu schicken. Hugo Wittmann sagte: »Wenn er will, so kann er's und zwar vorzüglich, die einzige Gefahr ist seine literarische Begabung.« Wittmann erwies sich auch in der folgenden Zeit als der stets hilfsbereite, stets zuverlässige Freund, der Unebenheiten glättete, Mißstimmungen in der Redaktion beseitigte, vermittelnd, besänftigend, ein Freund und Förderer des Friedens.

Ende Oktober war Herzl auf seinem Posten in Paris. Zunächst ohne seine Familie. Er wohnte im Hotel Radstatt in der Rue Dunon.

Theodor Herzl als Pariser Korrespondent.

14. Kapitel.

Der Korrespondent.

Herzl bemeisterte mit großer Leichtigkeit die Handwerksgriffe seines neuen Berufes, und die Herausgeber der Neuen Freien Presse wünschten sich Glück zu ihrer Wahl. Ein scharfer Beobachter war er von Haus aus, jetzt lernte er auch hören. In den ersten Tagen gaben ihm die Debatten in der Kammer nicht wenig zu schaffen, aber bald erwarb sein Ohr die Fähigkeit, aus einzelnen bedeutungsvollen Worten ganze Sätze zu erraten, so daß er imstande war, ausführliche, stets zutreffende Berichte an sein Blatt zu schicken.

Im Depeschendienst wurde er von einem Verwandten, dem Schriftsteller Josef Siklosy, unterstützt, der bei ihm als Sekretär eintrat und zweimal täglich, um 7 Uhr 30 morgens und um 5 Uhr nachmittags, mit ihm arbeitete, bis die Berichte an die Neue Freie Presse abgegangen waren.

Soviel ihm auch die Pflichten des gewissenhaften Berichterstatters zu schaffen gaben, wußte er doch seinem anspruchsvollen Berufe Zeit und Stimmung genug abzuringen, um jene Kabinettstücke feuilletonischer Kunst auszufeilen, die der Neuen Freien Presse neuen literarischen Glanz gaben und neue Leser gewannen. Gleichviel, ob er über Pariser Theater, über eine Sitzung der Académie, über den Anarchisten Ravachol oder über die Kneipen des lateinischen Viertels schrieb, immer wurde man von der Anmut und Liebenswürdigkeit der schriftstellerischen Persönlichkeit bezaubert, immer fühlte man

sich im Banne eines sehr unterrichteten Mannes, der seine schwere Denkarbeit hinter der Maske des glatten Plauderers verbarg. Die Kundigen merkten das Wachstum einer neuen Seele in dem jungen Menschen, der die Zeitungsleser durch seine sentimentalen Stimmungsbildchen, die Theaterfreunde durch lustige Einfälle und billige Gesellschaftssatire gewonnen hatte. Die affektierte Menschenverachtung und Weltüberwindung, die wir schon an dem Gymnasiasten kennen gelernt haben, wurde jetzt zur Manier.

In den ersten Monaten seiner Pariser Schriftstellerei spielt er den überlegenen Spötter fast bis zur Unmöglichkeit. Ganz Paris, nein, die ganze Welt ist ihm ein Wohnhaus von Prellern und Geprellten, wenn man näher zusieht, gibts eigentlich kaum mehr als einen chronologischen Unterschied zwischen beiden Menschengattungen, denn »der Gefoppte, Bedrohte, Verlachte von heute ist vielleicht der Betrüger, Erpresser und Witzbold von gestern«. — »Es liegt eine eigentümlich düstere Belustigung darin, dies alles zu beobachten.« — »Das Leben ist nicht nur ein Schmerz, sondern auch ein Spiel, über das die Götter homerisch lachen. Man muß es nur in der richtigen Entfernung betrachten.« (11. Februar 1892.)

Aber neben dieser Manier treten, wie neben dem dürren vorjährigen Laube die frischen Knospen, Äußerungen echten Gemütslebens und selbständigen Denkens auf.

»Das Richten war einst eine hoheitliche Last und Ehre. Wer sich fürchtet, Recht zu sprechen, wenn er seine Haut dabei zu Markte trägt, der ist unwürdig, dieses Amt im Gefahrlosen auszuüben. Es ist eines der höchsten Ämter. Eine Demokratie, die untaugliche Geschworene

hervorbringt, ist in ihrem Wesen bereits monarchisch. Es fehlt ihr nur noch der Einzelbeherrscher. Der wird sich finden. Die Souveränität ist jetzt mit ihren Ehren, Gewalten und Gefahren über das ganze Volk hingebreitet. Wenn jeder sein Teilchen Gefahr von sich schieben möchte, vielleicht weil ihm das entsprechende Teilchen Ehre oder Macht zu gering ist, so wird, so muß eben derjenige kommen, der die Ablösung beantragt. Ich, hört Ihr, ich nehme euch das ganze Ungemach ab. Auf meinem Haupte soll sich aller Haß der Unterdrückten sammeln. Und damit mein Haupt weit kenntlich werde, will ich es mit einer Krone bedecken. Mir die Gefahren!« Und so entsteht ein neuer Herr, ein gestrenger. ‹29. April 1892.›

Hier spricht schon der Verfasser des Buches Palais Bourbon, der in der französischen Kammer das Räderwerk der Staatsmaschine aus allernächster Nähe beobachtete und anfing, sich über Regierung, Regierende und Regierte seine Gedanken zu machen.

Ein andermal berührt er mit einer in der Neuen Freien Presse seltsam anmutenden Herbheit einen Kardinalfehler des jüdischen Charakters.

»Der jüdische Baron Horn ist nicht so, wie ihn Lavedan in dem Stück Fürst Aurel schildert. Der Horn im Stück ist nichts anderes als ein Nabob, nicht übermäßig plump und gar nicht lächerlich. Schade, die Heiterkeit einer größeren Komödie hätte verlangt, daß der Verächtlichkeit des Snob, der aus der Exklusivität Nutzen zieht, die Narretei des Snob gegenübergestellt werde. Horn prahlt zu wenig mit seinen vornehmen Bekanntschaften, er fühlt sich zu wenig geehrt, er stammelt nicht vor Glück, wenn er mit Herzoginnen spricht.

Die Unsicherheit des Juden ist nicht zu sehen. Und doch hat sie der Horn im Leben, sie ist sein stärkstes Merkmal, äußert sich im jähen Wechsel von Dünkel und Unterwürfigkeit.« ⟨14. 6. 1892.⟩

Hier meldet sich schon der Denker des »Judenstaates« zum Wort.

15. Kapitel.

Der Verzicht auf das Theater.

Daß Herzl sich nicht mit dem Korrespondentendienst erschöpfen, daß er dabei nicht seine Beruhigung finden werde, war schon aus dem Briefe zu ersehen, den er an seine Eltern schrieb, als ihn der Antrag der Neuen Freien Presse berauscht hatte. Die Pariser Stellung sollte nur eine Episode sein, ein Sprungbrett, von dem aus er sich zu Höherem aufschwingen wollte. Wo wollte er hinaus? Wohin sollte ihn sein nächster Sprung entführen?

Leute, die seine Theatererfolge in Wien mitangesehen hatten, erwarteten neue dramatische Leistungen, eine Steigerung und Vertiefung seiner Kunst, aber zwei Jahre vergingen, ohne ein Bühnenwerk von Herzl zu bringen. Fürchtete der sonst so kluge Theodor nicht, beim Theaterpublikum in Vergessenheit zu geraten? Bereitete er eine Überraschung vor? Die Briefe an Arthur Schnitzler geben auf diese Frage eine verneinende Antwort.

Paul Goldmann machte Herzl im Jahre 1892 auf Schnitzler aufmerksam. Sie saßen auf der Journalistentribüne des Palais Bourbon und plauderten von Wien. Goldmann sprach mit Entzücken von seinen Wiener Freunden, deren er sich als Herausgeber der belletristischen Zeitschrift Die blaue Donau eine stattliche Anzahl erworben hatte und nannte unter anderen Arthur Schnitzler in rühmender Weise. Herzl war darüber erstaunt. Er hatte Schnitzlers Talent nicht allzuhoch ein-

geschätzt, persönlich war ihm der »junge Dichter« geradezu unsympathisch gewesen, in erster Reihe wegen seines Anhanges, der »Jungen von Profession«. Nun aber las er Schnitzlers Märchen, daraufhin schrieb er ihm einen rührend bescheidenen, reuigen, rückhaltslos enthusiastischen Brief (29. Juli 1892), der unter anderem die schöne Stelle enthielt:

»Wenn ich so ein Talent wie Ihres aufblühen sehe, freue ich mich, wie wenn ich nie ein Literat, das heißt ein engherziger, unduldsamer, neidischer, boshafter Tropf gewesen wäre, freue mich aber wie über die Nelken da unten im Garten, die erwachen.«

Von da an entspann sich ein freundschaftlicher Briefwechsel, der erst mit der Übersiedlung Herzls nach Wien seinen Abschluß fand.

Schnitzlers Brief vom 5. August 1892 enthält bei allem Humor ein Stück ernster Herzlbiographie.

»Hochverehrtester Freund! Eine Ahnung muß ich aber immer gehabt haben, daß wir einander einmal näher kommen, daß Sie mich sogar »loben« werden, denn es ist merkwürdig, mit welcher Präzision mir die einzelnen Etappen unserer Bekanntschaft im Gedächtnis geblieben sind. Ich weiß noch — »als ich zum erstenmal dich sah« — das war in der akademischen Lesehalle. Sie hielten eine Rede und waren »scharf« — in einer Weise scharf! Ich befand mich in Ihrer Nähe und hatte die Empfindung, als wenn Sie mich mit einem gewissen milden Sarkasmus betrachteten, Sie lächelten ironisch — und ich begann Sie zu beneiden. »Wer so reden und so lächeln könnte«, dachte ich mir. Bald darauf hörte ich noch mehr von Ihnen: im Kaffeehaus, das ich viel eifriger besuchte als die politischen Diskussions- und Mahlabende der Lese-

halle, und wo Sie einen beträchtlichen Ruhm als Domino-spieler (hauptsächlich im blinden Domino, wie ich leider hinzusetzen muß) genossen. Einige Schöngeister sprachen übrigens bereits von Ihrer Bedeutung als dreiaktiger Lustspieldichter. Wollen Sie einen Beweis für meine literarhistorische Begabung? Ich weiß noch genau, daß Siegfried Wertheim der erste war, der mir von dem Dichter Herzl sprach. Bald darauf lernte ich Sie persönlich kennen und las zwei Ihrer Stücke im Manuskript: Tabarin und ein zweites — hieß es nicht »die Aufgeregten«? Und wieder beneidete ich Sie. — »Wer solche Stücke schreiben könnte —« (damals schrieb ich nämlich ganz bestimmt schlechtere Stücke als Sie! —) Aber die ganze Studentenzeit verstrich, ohne daß wir ein Verhältnis zu einander finden konnten — offenbar, wie mir Ihre letzten Zeilen beweisen — weil ich für Sie zu arrogant war! — In Kammer habe ich Sie dann gesprochen, als wir schon beide Doktoren waren, Sie waren von einem Kreis hübscher, junger Frauen umgeben — und wieder habe ich Sie — hoffentlich nicht ganz ohne Grund — »beneidet«. Und auch damals lächelten Sie ironisch! — Und wieder verließ ich Sie in jener gedrückten Stimmung, die man Leuten gegenüber hat, die einem auf derselben Straße zwanzig Schritte weit vorauslaufen. An diese Erinnerung aber reiht sich eine von denen, die, über das Persönliche weit hinausgehend, in einer Geschichte der modernen Literatur als kleingedruckte Anmerkung einen sicheren Platz verdiente. Das neue Burgtheater war noch im Bau, wir spazierten an einem Spätherbstabende vor dem Bretterzaun auf und ab. Natürlich hatten wir uns zufällig getroffen — da es mir ja bis heute nicht gegönnt war, uns je absichtlich zu begegnen. Da sagten Sie mit einem

bescheidenen, erobernden Blick, der auf den emporsteigenden Mauern ruhen blieb: »Da komm' ich einmal hinein!« Ja, mein lieber Freund, damals war der Moment gewesen, mich für Ihr vielfaches ironisches Lächeln einmal pauschaliter mittelst eines grausen Hohnlachens zu revanchieren — ich blieb jedoch stumm, ich kann nicht leugnen, Sie haben mir damals mehr imponiert als je. Sie werden begreifen, daß ich diese kleine Geschichte, welche von der Tatsache zum Rang einer Anekdote emporgehoben wurde, jedem Menschen erzähle, der den Namen »Theodor Herzl« ausspricht. Sie ist so wahrscheinlich, daß sie alle Welt für erfunden hält. Ich erinnere mich noch eines letzten Zusammentreffens mit Ihnen — auf irgend einem Ball, in einer Nacht, wo Sie schon lange, aber schon sehr lang, ein berühmter Mann waren, während ich an mir, an meinem Beruf — an beiden! — verzweifelnd, von niemand eigentlich ernst genommen, meinen Ehrgeiz als guter Gesellschafter und Demimondainer zu befriedigen suchte. Ich war an jenem Abende besonders gut gelaunt und, wie ich glaube, namenlos elegant. Da erschienen Sie. Mit ruhigen, überlegenen Augen prüften Sie meine Krawatte und vernichteten mich. Wissen Sie, was Sie sagten? »Und ich hielt Sie für einen — Brummel!!! —« Ich hatte die deutliche Empfindung, in Ungnade gefallen zu sein. Es war klar, daß ich lernen mußte, meine Krawatten besser zu knüpfen, oder doch wenigstens auf einem andern Gebiet etwas Hervorragendes zu leisten. In kühnen Momenten vermaß ich mich, beiden Zielen zuzustreben, vielleicht werde ich Sie auch einmal von meiner Krawattenknüpfbegabung zu überzeugen Gelegenheit haben? — Und wie ich nun heute bedenke, daß Sie offenbar darum mit mir nicht verkehren konnten — weil ich Ihnen dünkelhaft vorkam!

Ich, der sich die Causa Hirschkorn aus der Leihbibliothek, das Neue von der Venus von einem guten Bekannten ausgeliehen — und der sich das Buch der Narrheit sogar gekauft hat — als es eines Tages in der Auslage zu K 15·— sichtbar wurde. Ich, der zwar vom Flüchtling behauptete, er könne nur durch die Burgtheaterbesetzung gehalten werden, der aber bei dem Prinzen aus Genieland die Ansicht verfocht, daß sie im Carltheater zu Grund gespielt würde! — Ich weiß nicht, ob es mir mit dem bisherigen gelungen ist, Ihnen gerade das zu sagen, was ich Ihnen sagen will: Daß es wahrhaftig nicht viel Menschen auf der Welt gibt, auf deren Urteil ich den gleichen Wert legen möchte, wie auf das Ihre. Ermessen Sie daraus, wie sehr mich Ihre freundliche Anerkennung gefreut und wie wohltuend mich besonders der warme und weiche Ton berührt hat, mit welchem Sie zu mir sprechen. Daß ich Ihnen aber auch persönlich sympathisch geworden bin, kann ich unmöglich der Bekanntschaft mit meinem Stück allein zuschreiben! Da hat gewiß mein Freund Paul, der beste und liebenswürdigste der Menschen, das seinige dazugetan.

Ich sage Ihnen für heute Adieu, verehrter Freund und bitte Sie, meiner herzlichen Ergebenheit für alle Zeit versichert zu sein.

Ihr Arthur Schnitzler.

Wien, 5. August 92.

Auf diesen Brief folgten andere, in denen Schnitzler geradeheraus fragte, was Herzl an Manuskripten für das Theater im Pulte habe. Darauf kamen abwehrende Antworten — eine resignierter als die andere.

I.

Paris, 8 Rue de Monceau.

16. 11. 92.

Verehrter Freund!

Was aus Ihrem Briefe spricht, ist das Wiener découragement. Kenn' ich. Es wird durch Ortsveränderung geheilt.

Ein anderes ist das meinige. Ich bin von mir abgekommen. Das ist der Grund, warum ich Ihrem so freundlichen Wunsch, Ihnen etwas von mir zu schicken, nicht entspreche. Ich kann diesen Wunsch eben nur für eine Freundlichkeit halten, und daß ich bei einer gewissen Einsicht, zu der ich herangealtert bin, doch nicht so frei von Eitelkeit bin, um das Gelesenwerden nur der Reziprozität verdanken zu wollen, werden Sie begreiflich finden.

Ja, mein lieber Schnitzler, es gibt schon Leute, die um 10 oder 12 oder gar 15 Jahre jünger als wir und fertige Künstler sind. Ich weiß ganz wohl, daß darin einige Melancholie liegt. Aber wir wollen uns nur freuen. Sie speziell sind wie die jungen Mädchen, die erst spät in die Gesellschaften gekommen sind. Man sieht Ihnen Ihre 30 Jahre nicht an — verstehen Sie es im guten Sinn.

Wenn Sie mich, wie Sie im Sommer schrieben, immer ein Stück Wegs vor sich sehen — der Vorsprung ist mit Müdigkeit bezahlt gewesen, und heute, wie gesagt, sitze ich schon auf einem Stein der Landstraße und lasse die anderen an mir vorüberkommen.

II.

Paris, 8 Rue de Monceau.

2. 1. 93.

Meine Manuskripte! Ich habe sie vergessen. Von der Kunstübung ist mir nur etwas Liebe zur Kunst geblieben und an manchen Tagen und in verlorenen Stunden ein Heimweh nach der Dichtung. Nicht ungestraft ist man Journalist. Ich bemühe mich, dieses Métier, das der kleine reizende Hoffmannsthal verachtet, so unpanamistisch als möglich zu betreiben und schaue der Politik zu.

Manchmal komme ich mir vor wie David Copperfield, der Stenograph — erinnern Sie sich der wonnevollen Stelle? — und manchmal halte ich mich für einen Staatsjuristen.

III.

8 Rue de Monceau.

Mein lieber Freund!

Wie ernst muß es mir mit meinem Entschlusse sein, meine Theaterstücke begraben sein zu lassen, wenn ich sie selbst auf Ihre liebe und unter solchen Umständen wiederholte Aufforderung nicht hervorhole.

Verzeihen Sie es mir, aber ich will nichts mehr von mir wissen, ich bin nur mehr Journalist. Ich gehe als Komfortabelpferd in der Gabel, und nur wenn eine Militärmusik vorüberspielt, mache ich einige komischaussehende Tanzschritte.

Ich glaube Ihnen das schon einmal auseinandergesetzt zu haben. Es ist weniger Verdruß über meine Mißerfolge, über die wegwerfende Behandlung, die mir von der

Kritik zuteil wurde — denn was sie loben, macht ihren Tadel wertlos — als Reue über meine frühere leichtsinnige unkünstlerische und erfolghascherische Produktion. Zur Strafe habe ich mich eingemauert und begraben. Aber wäre ich frei, hoffnungsvoll wie in meiner Jugend, könnte ich dichtend in irgend einer angenehmen Landschaft herumwandeln — ich glaube, ich schriebe doch nicht mehr fürs Theater. Ich glaube, ich würde still in mich hineinräsonnieren und lächeln und empfände nicht das Bedürfnis, dem Premièren-Publikum von Wien oder Berlin oder irgend einer andern Stadt sein Händeklatschen herauszulocken.

Ich glaube es am 13. Mai 1893 wie nun schon seit zwei Jahren fast ununterbrochen. Die Stimmung ist so dauerhaft, daß sie wohl schon die definitive ist. 13. 5. 93.

Daß der Flüchtling, ein harmloser Einakter, den Herzl innerhalb weniger Tage ⟨25. Januar bis 1. Februar 1887⟩ niedergeschrieben hatte, im Juni 1893 am Berliner Theater aufgeführt wurde, beschwichtigte nicht seinen Groll. Folgender Brief an Schnitzler gibt im wesentlichen seine damalige Stimmung wieder, wenn wir auch nicht unterlassen werden, die philosophische Überwindung mehr als eine schöne Haltung denn als Tatsache anzusehen.

8, Rue de Monceau
15. 6. 93.

Beurteilen Sie die Aufführung des Flüchtlings nicht falsch. Sie braucht Sie ebensowenig zu demütigen wie die Erfolge der gewöhnlichen Dutzendskribenten. Verstehen Sie das Leben. Hier die Geschichte des Flüchtlings. 1887

wollte ich eine italienische Reise machen. Reisegeld gab's verflucht wenig. Groller ⟨Illustrierte Zeitung⟩ war charmant genug, mir damals zu sagen, ich solle wie für Die blaue Donau etwas Dramatisches für ihn schreiben. Gerade sauste mir der Ihnen bekannte Einfall dieses Einakters durch den Kopf. Hingesetzt und hingeschleudert. Ich glaube in drei Tagen. Ich wollte schon abreisen. Nicht mehr deutlich weiß ich, ob ich das Honorar vorgeschossen bekam. Ich vermute es, denn ich reiste ab und schrieb mich dann bis Neapel durch. ⟨Freilich hat mein guter Vater auch was hergegeben.⟩ Dieser Schmarrn, den ich wie alle meine Stücke dem Burgtheater einreichte, wurde, ich weiß nicht mehr warum — gewiß aus keinem literarischen Grunde — angenommen und lag dann zwei Jahre. Förster wurde Direktor. Ich war bei der Allgemeinen Zeitung. Ich hatte in der Redaktion einen unangenehmen Kollegen, einen boshaften Narren, der mich molestierte wo er konnte, und mit dem ich nicht einmal auf dem Grüßfuß stand. Dieser schrieb eine hämische Notiz über Förster Sohn. Förster glaubte, daß mein »Kamerad« mich Unaufgeführten rächen wollte und setzte den Flüchtling erschrocken an. Sind das Komödien, was?

Noch besser die Berliner Geschichte des Flüchtlings. Sie wissen, daß ich mit meinem Stück Der Bernhardiner — nicht mein schlechtestes, was freilich nichts sagen will — am Berliner Theater einen der beschämendsten Durchfälle erlitt. Es war ein Lustspiel, das Barnay, weil er eine Rolle für sich zurechtschneidern wollte, als Schauspiel spielte. Es war eine zu verstohlene Satire auf die Sentimentalität und jene Halben, die sich vom qu'en dira-t-on leiten lassen. Alle Absichten wurden ins Gegenteil verkehrt, und zwar unter meinen Augen. Ich war

schwach genug, zu allem Ja zu sagen, aber hauptsächlich war ich wirtschaftlich schwach. Ich brauchte die Aufführung.

Barnay wußte wohl, daß ich ihm geschrieben und gesagt hatte, daß mein Stück Was wird man sagen ein Lustspiel sei und daß ich es als solches gespielt wünsche. Er sah auch, wie tapfer und schweigsam ich den ganzen Mißerfolg trug, ohne zu maukezen. Ich hätte aus der Verhunzung meines Stückes immerhin ein Feuilleton herausfetzen können. Ich hatte aber nach der Niederlage die richtige Haltung, sowie ich sie vorher nicht hatte. Es wäre geschmacklos und feig gewesen, die Schuld abzuwälzen.

Aber wenn mich ganz Berlin und was dahinter steht — also alle deutschen Theater — für einen unfähigen Idioten tief unter, nehmen wir an, Triesch halten mußten, der eine Barnay kannte das Unrecht, das ich ruhig aushielt. Nun, er lehnte dennoch ein Stück ab, mit dem ich vielleicht meine Revanche hätte nehmen können, obwohl seine Regisseure es zur Aufführung empfahlen: das unter dem schlechten Titel Prinzen aus Genieland im Carltheater von den Possendarstellern, wie ich glaube, nicht umgebrachte Künstlerlustspiel.

Barnay gibt jetzt sein Theater auf. Er ordnet offenbar sein Haus, bevor er wieder auf Reisen geht. Vielleicht findet er, daß man den Journalisten nicht unversöhnt herumgehen lassen darf — und gibt als letzte Novität seiner Direktion mein Stückchen, ohne mich zu fragen.

Verstehen Sie das Leben, Freund!

Ich habe Barnay für die Aufmerksamkeit nicht gedankt. Er ist davon wahrscheinlich sehr überrascht. Wie überrascht wäre er aber, wenn er wüßte, daß ich alles verziehen, obschon nicht vergessen habe. Und daß er gerade

durch den Fehler, den er begangen, vor dem Stahl meiner Feder immer sicher war. Diese Leute wissen nicht, daß wir andern die Zeitung nie für unsere Privatangelegenheiten verwenden.

Ja, ich könnte Ihnen viel erzählen, auch von der Lustspielkonkurrenz und anderen Gemeinheiten des Deutschen Volkstheaters in Wien. Es hat lange gedauert, bis die Miserabeln des Theaters mich gebrochen haben. Sie hätten es nie zuwege gebracht, wenn ich mich nicht um sie gekümmert hätte, sondern geschrieben, wie ich wollte, wie mir's zu Mute und im Sinne war. Und ich sage Ihnen das, damit Sie aus meinem Falle lernen. Pfeifen Sie auf das Gesindel. Schreiben Sie nur, wie es Ihnen gefällt.

16. Kapitel.

Soziale Ideen.

Von Theaterruhm träumte Herzl nicht mehr — das geht aus den Briefen jener Jahre deutlich hervor.

Wovon träumte er sonst?

Die Feuilletons aus dem Palais Bourbon lassen es erraten, ein Brief an Arthur Schnitzler deutet es an: der Gedanke an eine staatsmännische Tätigkeit keimte in seiner Seele. Wie er tagaus, tagein die sogenannten Politiker bei der Arbeit sah, die Wahl- und Windmacher, die Phrasendrechsler und Gefühlsmeier, die Ränkeschmiede und Ehrabschneider, die Säbelrassler und Haudegen, die Paragraphenreiter und Polizeihelden, da schlich sich allmählich in den rein sachlichen Widerspruch gegen den sinnlosen Humbug eine persönliche Note, das Bedürfnis, zum Kern der politischen Dinge vorzudringen, sich über die Begriffe Staat und Regierung, Adel und Volk, Herrschende und Beherrschte, Wähler und Gewählte, Gemeinwohl und Privatinteresse, Arbeit und Arbeiter, Erzeugung und Verbrauch und hundert andere Probleme Klarheit zu verschaffen. Und je tiefer er in die dunkle Wissenschaft der Politik eindrang, desto lebhafter, desto persönlicher wurde seine Empörung über die Minderwertigkeit, die Staaten und Völker regiert. Der Drang, es besser zu machen, blieb naturgemäß nicht aus. Das Bedürfnis nach künstlerischer Gestaltung der Welt wurde von dem stärkeren Instinkte des geborenen Weltverbesserers verdrängt. Das Leben des Engländers William Morris weist einen ähnlichen Übergang auf.

Ein Aufsatz über Arbeitshilfe, von dem leider nur ein Bruchstück erhalten ist, zeigt uns deutlich die Richtung seiner Gedanken in jener Zeit. Der Aufsatz war an den Führer der Deutsch-Liberalen in Österreich, Baron Chlumezky, gerichtet.

Ew. Exzellenz!

Die Rede, die Sie kürzlich im Ferienkolonien-Verein hielten, läßt mich vermuten, daß Sie sich für die Sache interessieren werden, welche ich mir erlauben will Ihnen vorzutragen. Ich lebe seit einiger Zeit im Ausland und weiß daher nicht, ob die Einrichtung in Österreich schon besteht. Ist das der Fall, so möge die gute Absicht die überflüssigen Zeilen bei Eurer Exzellenz entschuldigen.

Es handelt sich um die »assistance par le travail«, um die Unterstützung durch Arbeit, sagen wir kurz: Arbeitshilfe. Der Gedanke, ein einfacher und großer, ist, glaube ich, zuerst in Holland und Belgien aufgetaucht, im Elsaß, in der Schweiz, in England gibt es ähnliche Versuche.

Armen ohne Almosen, das heißt ohne Demütigung zu helfen, von ihnen weder Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, noch zu einer Nationalität oder Konfession zu fordern und indem man sie scheinbar nur das tägliche Brot verdienen lassen will, sie durch das Sittliche und Tröstende der Arbeit aufzurichten, dieser Gedanke hat etwas Ergreifendes. Im ersten Augenblick glaubt man sogar auf der Spur einer freisinnigen Lösung der sozialen Frage zu sein. Das ist freilich vorläufig ein Irrtum. Was ich bisher sah, ist noch etwas Dürftiges und Primitives. Aber enthält es nicht Keime, die viel versprechen? Gegenwärtig ist es nur eine neue und höchst sinnreiche

Form der Wohltätigkeit. Auch das ist schon der Teilnahme und der Nachahmung wert. Wird es sich weiter entwickeln lassen, praktisch werden, dem Bedürfnisse nicht nur von Arbeitnehmern, sondern auch von Arbeitgebern genügen? Kann es zur Größe ausgestaltet werden, arbeitslustige Kraft in Massen dahinbringen, wo man sie braucht, kann es zur Milderung von Produktionskrisen verwendet werden, die Strikes vor revolutionären Ausartungen bewahren und von der geschlossenen Werkstatt die Arbeit auf die offenen Felder leiten und wieder zurück?

Das sind Fragen. Es ist unmöglich und unnötig, sie jetzt schon zu beantworten. Von einem Vorwurf aber kann die Arbeitshilfe die Gesellschaft befreien, daß Menschen, die arbeiten wollen, verhungern oder sich das Leben nehmen müssen. Einzelne Fälle dieser Art kommen ja vor.

Ich werde Eurer Exzellenz eine Gesellschaft für Arbeitshilfe schildern. Es gibt deren einige in Paris. Ich kenne sie noch nicht alle, will sie aber nach und nach besuchen, studieren und sobald ich ein Gesamtbild habe, werde ich darüber in der Neuen Freien Presse — deren Korrespondent ich bin — schreiben.

Die »Arbeitshilfe« der Bezirke Batignolles-Monceau wurde 1891 gegründet. Zweck des Vereines ist, diese Bezirke vom gewerbsmäßigen Bettel zu säubern. Die Bettelindustrie ist nämlich in Paris eine vielfältige, mit wunderbarem Scharfsinn ausgebildete und sehr einträgliche. Aber neben dem in glänzenden Verhältnissen lebenden Blinden vor der Kirchentür hungert ein beschäftigungsloser Arbeiter. Neben dem Krüppel auf dem Pont des Arts, der 40 bis 50 Franks im Tag einnimmt, wirft sich ein gesunder, verhärmter Armer ins Wasser.

Die Arbeitshilfe gibt ihren Vereinsmitgliedern Tickets, die den Bettlern statt Gelder gereicht werden. Mit dem Ticket kommt der Arme ins Vereinshaus. Er muß seine Adresse angeben. Man zieht Erkundigungen über ihn ein. Bestätigen sich seine Angaben, so kann er am nächsten Tag wieder kommen und erhält Arbeit. Ist er obdachlos und seine Not eine unmittelbare, so wird er gleich beschäftigt. Was der Verein sonst noch für Arme tut, ist nicht ausführlicher zu erwähnen, obwohl sehr rühmenswert: eine individualisierende Wohltätigkeit. Der Kern ist die Arbeitshilfe.

Das Vereinshaus hat große, lichte, im Winter geheizte Arbeitsräume für Männer und Frauen. Die Männer fertigen »Margotins« an, das sind Bündel von kleingehacktem Holz, die Spitzen der Stäbchen mit Harz getränkt. Diese Margotins dienen zum Feueranmachen. Für das Bündel, gesägt, gehackt, gebunden, erhält der Arbeiter drei Centimes. Ein Mann kann in fünf Stunden fünfzig Bündel anfertigen. Er verdient somit einen Frank fünfzig, was für Mahlzeiten und Wohnung ausreicht. Frauen haben Näharbeit, die verheirateten bekommen die mit nach Hause.

Bei der Frauenarbeit verliert der Verein aus verschiedenen Gründen. Es wird viel Stoff verdorben, die Arbeit ist für große Geschäfte wegen der Ungleichmäßigkeit nicht verwendbar etc.

Die Arbeitshilfe dauert höchstens zwanzig bis dreißig Tage. Während dieser Zeit müssen sie Stellen-Unterkunft finden. Länger kann der Verein ein Individuum nicht beschäftigen. Männer nicht, weil er für Margotins keinen genügenden Absatz hat, Frauen nicht, weil ihre Arbeit zu viel kostet.

Ich habe gefragt, ob es nicht rätlich wäre, ein Tucksystem einzuführen, die Unterstützten zu verköstigen und die Obdachlosen zu beherbergen. Ich bekam zur Antwort, daß in der Arbeitshilfe, die Pastor Robin im Bezirke Belleville leitet, Kost gegeben wird. Ich werde, sobald es meine Beschäftigung zuläßt, diese Anstalt besuchen. Eine andere gibt Speisemarken für die Arbeit, die auch überall verschieden ist. Man tastet eben noch, macht allerlei Versuche.

System der assistance publique?

Das Prinzip ist klar: eine Arbeit geben, die aus einfachen Handgriffen besteht, leicht von jedermann auszuführen ist. Bei einer praktischen Einrichtung, die weitere Ziele ins Auge faßt, wird man freilich trachten müssen, nur verwendbare Arbeit leisten zu lassen, sonst bringen die Hilfsbedürftigen die wohltätige Einrichtung um. Die Art der Arbeit wird in Wien oder anderen Städten anders sein müssen, auch nach den Jahreszeiten, ja nach dem Tage wechseln. Groß angelegt, kann die Arbeitshilfe Zentrale und Regulator des Arbeitsbedürfnisses — für Geber und Nehmer — sein. Die Eisenbahnen werden der Arbeitshilfe Fahrbegünstigungen bewilligen und — vielleicht ist's nur Sache der Lancierung dieser Idee — auch völlig freie Fahrt. Aber wenn man auch von der Mobilisierung und Übertragung der Arbeit in die Ferne absieht, schon die seßhafte kann ausgestaltet werden. Ich denke mir, daß das ganze Gebiet der Strafhausarbeit heranzuziehen ist. Den Sträflingen darf wohl Konkurrenz gemacht werden. Ferner: Errichtung von Feldarbeit-Kolonien. Vielleicht wird einer oder der andere unserer Millionäre ein Stück Land kaufen, auf das man Stellenlose dirigiert, wo sie in der Berührung

mit der Erde sicher Kraft sich holen und vielleicht von der großen Stadt geheilt werden.

Mit der Zeit können einzelne das Grundstück, das sie bewirtschaften, als Eigentum erwerben. Aber ich gerate ins Weite. Davon wollte ich gar nicht reden.«

Man sieht, Herzl kam der Bewegung, die unter dem Schlagworte Back to the Land! ‹Zum Boden zurück!› später England erfaßte, um fast ein Jahrzehent zuvor.

17. Kapitel.

Herzl und das Judentum.

Hätte das jüdische Ausnahmsschicksal Herzl nicht außerhalb der großen Volksgemeinschaften gestellt, so hätte er sich wahrscheinlich wie William Morris dem Dienste der Zukunftsmenschheit gewidmet. Aber Herzl war sich schmerzlich seiner Ausnahmsstellung bewußt: der antisemitische Janhagel hatte dafür gesorgt, daß ihm sein Judenmal brennend zum Bewußtsein kam. Die staatsmännischen Gedanken Herzls nahmen so den Weg zurück zum jüdischen Volk, dem er durch eine Reihe von Jahren fast ganz entfremdet gewesen war.

Freunde und Verwandte Herzls waren sehr überrascht, als er sich im Jahre 1895 scheinbar unvermittelt der Judenfrage zuwandte, die Leser der Neuen Freien Presse hatten in der ersten Verblüffung nicht übel Lust, die neue Haltung für einen Scherz des geistreichen Feuilletonisten zu halten*. Ihm selbst waren, als er sich über das seelische Wachstum seiner Mission klar zu werden suchte, die einzelnen Jahresringe nicht deutlich erkennbar, die Rechenschaft, die er sich im Tagebuch davon gibt, ist nicht ohne wesentliche Lücken geblieben.

Jetzt, da wir das innere Leben Herzls und seine Beziehungen zu den Zeitereignissen kennen, stellt sich Der

* Andere hielten ihn für verrückt. Als Johann Kremenezky den Herausgeber der Sonn- und Montagszeitung, Alexander Scharf, um einen Beitrag für zionistische Zwecke anging, sprach dieser die geflügelten Worte: »Geben tue ich Ihnen nichts, aber wenn Herzl ins Irrenhaus geführt werden soll, stelle ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung.«

Großeltern und Enkelkinder im Jahre 1895.

Judenstaat dar als das letzte Glied in einer ununterbrochenen Kette von Gedanken über die Judenfrage, als das letzte Wort in einem seelischen Prozesse, dessen Anfang naturgemäß nicht festgestellt werden kann, weil dieser Prozeß, der schmerzvolle Kampf zwischen dem liebevoll entgegenkommenden Ich und der feindlich abstoßenden Umgebung, bei jedem feiner organisierten Judenkinde mit den ersten Schritten ins Leben beginnt. Vielleicht trat das Judenleid Theodor Herzl zum erstenmal am verletzendsten entgegen, als er in der Realschule den judenfeindlichen Hohn eines antisemitischen Lehrers zu fühlen bekam. Mit dieser Judenfrage wurde er leicht fertig: er verließ die Realschule und wurde Gymnasiast. Damit war sein Verhältnis zum Judentume für eine Weile bestimmt.

Über die Lehren der jüdischen und christlichen Theologie kam Herzl in ganz jungen Jahren hinaus. Die Auflehnung gegen die eigene Religion ging wohl mehr auf tägliche Erfahrung, als auf Denkprozesse zurück. Herzl litt schwer unter dem Pariahtum seines Volkes, für das er keinen zureichenden Grund fand, er schrieb alle Schuld seinem Volke selbst zu, das sich mutwillig von den andern absondere, und machte seinem Zorn über diese Verstocktheit in einigen ungeschickten Versen Luft.

Später schüttelte er die letzten Reste geistlicher Bevormundung ungeduldig von sich ab, offenbar hatte die Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften diesen trotzigen Freisinn gezeugt. Gegen das Ende seiner Gymnasialzeit schrieb er folgendes Bekenntnis nieder:

»Ich habe schon viel darüber nachgedacht, ‹natürlich in meiner Weise›, was der eigentliche Zweck des menschlichen Daseins ist, des vollkommensten Wesens auf der Erde.

Ich glaubte es oft gefunden zu haben, es war aber nur dem Alter der Entwicklung entsprechend, in dem ich mich gerade befand. Erst glaubte ich, es wäre: sorgenlos und heiter zu genießen, dann, der Zweck und das Ziel unseres Lebens wäre — die Liebe zu den Eltern, Blutsverwandten und allen — allen Menschen. — Da erwachte plötzlich reiferes Denken in mir. Ich erblickte die elende Gebrechlichkeit und Ohnmacht klar — es war wie ein Blitzstrahl in dunkler Dämmerung, der plötzlich meinen Gesichtskreis erleuchtete. Die ewig unlösbaren Rätsel: Tod und Vernichtung, habe auch ich, ein unwissender, beschränkter Laie, zu lösen gesucht.

Unser Leben ist vom Anfang an bis zum Ende und bis über das Ende die verwirrende Verkettung von aufgelösten und unauflösbaren Rätseln und kein Mensch ist und wird imstande sein, sie zu lösen. — Aber nein, was ich jetzt gesagt habe, das klingt so pfäffisch — so glaubensselig fromm, nein — nein, es kann nicht sein und wird und darf nicht sein. Der Menschengeist, der der stummen abgrundtiefen Vergangenheit alles abtrotzt, was sie noch so tief verschleierte, der Menschengeist, der mit Wahrscheinlichkeitsgründen die Entstehung des Menschen herleitete, dem es gelungen, Wasser und Land sich zu unterwerfen, dem es gelungen, dem verderbenreichen Blitz die Bahn zu weisen, auf welcher er unschädlich wird, dem es gelungen, die für Wundertaten gehaltenen Experimente naturkundiger schlauer Betrüger von Moses und Jesus herauf bis zum Grafen von Saint Germain aufzudecken, dem wird es auch gelingen, nachzuweisen, wo der volle Strom des Lebens versiegt, was die Kraft des Denkens, Fühlens und Empfindens wird, wenn das Blut zu zirkulieren aufhört, und welche Macht den Urschleim zum

Herrn und Gebieter auf der Erde, aus dem Kot den geistreichen Ergründer des vormaligen vor Millionen Jahrtausenden geschehenen Umwandelns, gemacht hat.«

Ganz im Geiste des Liberalismus sprach und schrieb er mit Überlegenheit und Abstand, mit hochmütiger Geringschätzung, gelegentlich sogar mit ganz echtem Abscheu von seinen Glaubensgenossen; Ärger über die kompromittierende Stammesverwandtschaft hört man deutlich heraus.

Am 25. November 1885 schrieb er an die Eltern aus Berlin: »Gestern war Grande Soirée bei Treitel. An die 30—40 kleine, häßliche Juden und Jüdinnen. Kein tröstender Anblick.«

Sehr nahe gingen ihm die Anfänge des theoretischen Antisemitismus, auf Dührings Buch reagierte er in seinem Notizbuch mit Zorn und Empörung.

E. Dühring, »Die Judenfrage«.

Ein infames Buch. Und leider so gut geschrieben, als hätte es nicht gemeiner Neid mit der giftgetauchten Feder der persönlichen Rachsucht geschrieben. Wenn so infames Zeug so ehrlich vorgetragen wird, wenn so viel geschulter und durchdringender Verstand, wie ihn Dühring unleugbar besitzt, in Gemeinschaft mit gelehrter und wirklich universeller Bildung also schreiben kann — was ist dann vom bildungsfesselosen Haufen zu erwarten? — — Er behandelt die Judenfrage als Rassenfrage, und er sieht in dieser »niederträchtigen Rasse« nur niederträchtige und infame Eigenschaften. Schon das verdächtigt die Klarheit seiner Auffassung ein wenig. Wie hätte sich eine solche niedrige, talentlose Rasse so lange erhalten können, durch anderthalb Jahrtausende unmenschlichen Druckes, wenn

gar nichts Gutes an ihr wäre? Und dieser scheinbare Faselhans von Dühring, der immer nur von »Treue« und abermals von »Treue« spricht — imponiert ihm nicht die heldenhafte Treue dieses ahasverischen Volkes gegen seinen Gott? — Nein. Der kassierte Professor ist nur von Rachsucht und ohnmächtigem Haß, von ekelhafter Galle geschwollen, und wenn er sich auch anfangs beherrscht und wissenschaftliche Allüren annimmt, so geht das scheue Pferd, Haß geheißen, später doch mit ihm durch, und krampfhaft an seine Mähne geklammert, rast Dühring über Stock und Stein dahin. Anfangs ist man in der Täuschung befangen, ein offenherziger Gelehrter wolle sich über eine brennende Frage ‹sagen wir lieber über eine künstlich angefachte Frage› ehrlich äußern, aber bald entdeckt man, daß die Bosheit, die ohnmächtige Wut des weggejagten Universitätsprofessors keift und geifert. Die Outrance rächt sich an Dühring: anfangs ist er gefährlich, später wird er erbärmlich und lächerlich. Gewisse ekelhafte und niederträchtige Eigenschaften der Juden und Jobber haben in ihm einen grausamen, aber genauen Beobachter gefunden — daß ihn Rachsucht zu dieser Beobachtung getrieben, ist dabei zwar nebensächlich, wenn nur die Beobachtung wahrheitlich ist. Aber so wenig ein entlassener Bedienter, der seinen gewesenen Herrn wegen einer begangenen Schlechtigkeit verfolgt, ein Ehrenmann ist, so wenig ist es Dühring. In seinen ersten Kapiteln ist das Buch trotz seiner Übertreibungen und offenliegenden Gehässigkeiten lehrreich genug, und jeder Jude sollte es lesen. Die Schiefe der Judenmoral und der Mangel an sittlichem Ernst in vielen ‹Dühring sagt: in allen› Handlungen der Juden sind schonungslos aufgedeckt und gekennzeichnet. Daraus ist viel zu lernen! Wenn

man aber weiter liest, so sieht man allmählich ein, daß zu einigem Wahren sehr viel Falsches und absichtlich infam Gefälschtes hinzugemischt wird, und Dühring wird lächerlich, nachdem er gefährlich war. Manche Stammeseigenschaft ist mit vieler Feinheit und Schärfe erkannt, z. B. in der vorzüglichen Stelle ‹Seite 56›: »... Überdies hatte er ‹Heine› sich zuerst an einer schlechten Philosophasterei, nämlich der Hegelschen versehen und auch hierin die dem Judenstamme eigene Unselbständigkeit und Kurzsichtigkeit bekundet, die immer dem nächsten anheimfällt, was gerade Kurs und etwas äußerlich ephemeren Erfolg hat.« Und er fügt dieser trefflich scharfen Beobachtung sofort echt Dühringisch hinzu: »Dieser bornierte Horizont des jedesmaligen Autoritäten-Kultus ist so recht eine Judeneigenschaft, die wahrlich keinen höheren Verstand verrät, sich aber wunderklug dünkt, während sie doch nur dem nachläuft, was gerade im Augenblick geschäftlich im Vordergrunde ist usw.« Das ist ein getreues Beispiel von Dührings Manier. Erst eine halbwegs wahre Bemerkung und nachstürzend ein Schwall pöbelhafter oder erlogener Behauptungen. Wenn er nun zur geschichtlichen Begründung seiner Judentheorien übergeht, so weiß ich nicht, ob ich diese Böswilligkeit oder den Unverstand seiner Folgerungen höher stellen soll. Nehmen wir z. B. die für die unleugbare Vorbildung des Judencharakters so verhängnisvolle religions-gesetzliche Einrichtung des Mittelalters, wonach den Juden das Zinsennehmen gestattet, Andersgläubigen verboten war. Die armen Juden waren infolgedessen die Blutegel, die das Blut in sich sogen. Aber so wenig dieser das ausgesogene Blut zu eigenem Vorteil behält, so wenig war es bei den »Kammerknechten« des Mittelalters der Fall.

Das erwucherte Geld wurde ihnen ja doch wieder abgepreßt, teils in Steuern, teils durch angedrohte und hauptsächlich durch ausgeführte blutrünstige Gewalttätigkeiten. Und jetzt kommt ein christlich-germanischer Professor und macht dem armen Egel den Vorwurf, daß er gesogen hat. Was sollten denn die Blutegel des Mittelalters — und zugegeben, auch der Neuzeit — anderes tun? Sie mußten wuchern, wozu waren sie denn Juden? Sie mußten saugen, weil sie die weislich gepflegten und gezüchteten Egel oder mit besserem Klange »Kammerknechte« nicht nur des Kaisers, sondern überhaupt der Mächtigen immer waren. Waren die Egel vollgesogen, so preßte man sie aus — wenn hie und da einer bei der ungestümen Manipulation draufging, was lag daran? Die Juden waren bis in die neueste Zeit eine indirekte Steuer, die dem Volke aufgezwungen war, das läßt sich nicht leugnen. Aber waren sie es gern? Wären sie nicht lieber mit freierhobenem Haupte anständigen Gewerben nachgegangen? Nein, sagt Dühring, der scharfe Denker, man hat diesem Volk von Schächern, das denjenigen, der »es von sich selbst erlösen wollte«, verraten und gekreuzigt hat ‹der läppische alte Vorwurf›, man hat diesem Volke darum das Privileg ‹das ach so beschwerliche und folgenschwere› des Zinsnehmens gegeben, weil es seiner ganzen Veranlagung nach dazu inklinierte. O, absichtlicher Irregeher und Schurke! Nicht der Wucher hat das Volk verdorben, habgierig und beutelüstern gemacht? Die Juden hätten dieselben Eigenschaften entwickelt, die sie jetzt verunstalten, wenn man sie jahrhundertelang von allen diesen befleckenden Gewerben ferngehalten hätte, statt sie darauf zu stoßen?! Dühring steht mit seinen Übertreibungen und der Darstellung der Judenschlechtigkeit und namentlich mit seinen

»Lösungs«-Versuchen auf einem ganz bornierten und mittelalterlichen Standpunkt. Er schildert den Juden gerade so, wie die alten Weiber beiderlei Geschlechts im dunklen Mittelalter es hexenhaft-böswillig taten. Nur ist er ein wissenschaftlich aufgeklärteres, ja sogar gelehrtes und halbwegs vernünftiges altes Weib, und er spricht nicht mehr von der Osteropferung gestohlener Christenkinder, nicht mehr von Brunnenvergiftung. Er ist mit der Zeit fortgeschritten, er weiß, daß man solche alberne Lügen, die so viel Menschenblut getrunken haben, nicht mehr auftischen darf, und so sinnt er denn auf neue, plausiblere, dem Jahrhundert angemessenere. Das Christenkind hat sich in das Christenkapital verwandelt, und wie jenes in den blutrünstigen, volksaufwieglerischen Ammenmärchen des Mittelalters geschlachtet wurde, so wird in den bösartigen Ammenmärchen, die die »Antisemiten« nunmehr, Dank der lichten Einrichtung der neuen Zeit, gedruckt verbreiten, der Volkswohlstand und das christliche Vermögen vom jüdischen abgestochen. Die Herren wissen mit der Zeit zu gehen. Im Jahrhundert der Nationalökonomie muß das Christkind, das fabelhaft geopferte, auch einer andern antinationalökonomischen Fabelgestalt weichen. — Jedenfalls verdient die schlaue Witterung dieser Bluthunde Anerkennung, denn sie schnuppern in der Luft herum und fühlen die sozialdemokratisch kapitalfeindlichen Miasmen, die höchstwahrscheinlich zu großen Völkerepidemien führen werden in nicht zu langer Zeit, sie spüren es und beuten es zweckentsprechend aus. Auch das Analogon zur Brunnenvergiftung findet sich in der »Verjudung der Presse«, die den Brunnen »der öffentlichen Meinung« vergiften soll. Man sieht, wie wenig inventiv die Judenhetzer sind, saeculis labentibus. Wohl

aber sehen sie ein, wie Herr Dühring auch bemerkt, daß die Juden religiös anzugreifen nicht mehr an der Zeit ist. Die Rasse muß heran! Auf den mittelalterlichen Holzstoß, der etwas feucht geworden ist und nicht mehr recht brennen will, muß modernes Petroleum gegossen werden, daß es lustig auffladere und das prasselnde Fett der geschmorten Juden die angenehmsten Gerüche entsende in die ungebogenen Nasen der protestantischen und selbst »freidenkerischen« ‹siehe Herrn Dühring› Nachfolger der Dominikaner, die dies im übelriechenden Mittelalter besorgt hatten. Und vom Brande geht's dann zur Plünderung ‹oder umgekehrt›, und die Herren von Dührings und seiner Konsorten Schlag gehen dann Beute suchen und finden. Der eine wirft sich auf die Nationalökonomie, der andere auf die öffentliche Meinung, und Herr Dühring wird wahrscheinlich Chefredakteur der großen Zeitung »Die Treue«. Beutegier ist das niedrige, stinkende Motiv aller Bewegungen gegen die Juden, die Jahrhunderte haben an dieser Christenmoral nichts geändert. Man ist nur gelehrter, klüger ‹Bösewichtsklugkeit› und raffinierter geworden. Aber auch für diese ammenhaften Judenmärchen der Gegenwart wird hoffentlich eine lichtere Zukunft kommen, in der humanitätsvolle Herzen, ruhige und leidenschaftslose Köpfe auf die judenfeindlichen Bewegungen zurückblicken werden, wie jeder Gebildete, selbst der antisemitische Gebildete, auf die des Mittelalters heute zurückblickt. — Was Dührings pathetisch versprochene »Lösung« betrifft, so ist sie einfach eine Wiedereinführung des Ghettos, und zwar eine modern systemisierte Entjudung der ‹so einträglichen› Presse und des Wuchers ‹der nunmehr ganz in christlich-germanische Hände gelangen soll›, Mediatisierung der Finanz-

fürstentümer. Mir scheint aber, daß Dühring sich von einem Wortspiel zur blödsinnigen Aufstellung eines läppischen Auskunftsmittels hat verleiten lassen. Denn wegnehmen kann man den Finanzfürsten und auch den nichtfürstlichen jüdischen Besitzern wohl ihr Geld ‹siehe die zahlreichen historischen Raubanfälle gegen die Juden› aber »mediatisieren?« Wie stellt sich das der große Dühring eigentlich vor? Ein »Aufsichtsbeamter!« Oh, Dühring, das hättest du dir schenken können! — Überhaupt Entjudung der Gerichte, des Advokaten-, des ärztlichen Standes, Entfernung aus der Gesetzgebung, mit einem Worte: »Raus!« — Aber wovon sollen die armen Leute denn leben, wenn sie weder wuchern, noch lehren, noch heilen, noch beraten, noch dem Staate dienen, noch in die Zeitung schreiben, noch ihre Bücher verkaufen, noch überhaupt irgend etwas verkaufen sollen. Werden die Dühringe und die Beutelustgenossen dann einen Teil ihres durch diesen Wegfall gefürchteter Konkurrenz offenbar erheblich gesteigerten Einkommens dazu verwenden, den Juden, denen man Moral, Verstand, Charakter, Begabung und Willen, nicht aber auch den verdauungslustigen Magen absprechen kann, werden sie ihnen zu essen geben? — Dieser Dühring ist aber nicht nur plünderungsbegierig, er ist auch ein Heuchler, ein schlimmer Schurke, ein Seitenstück zu den Gott im Munde führenden Jesuiten. Er führt die Freiheit im ungewaschenen Maul und ist darum ein bösartiger Freiheitsjesuit, ein infamer Freiheitspfaffe. Dieser Spitzbube, dem man die Zähne einschlagen sollte, aus deren Gehege seine freiheitsschänderischen Schuftigkeiten hervorsprudeln, er verdreht scheinfreiheitlich schurkisch die Augen und sagt: Allen Menschen die ungeschmälertste Freiheit, aber für die Juden ein »Ausnahmsgesetz«, das

ist der moderne Ausdruck für den mittelalterlichen Begriff des »Ghetto«. — Und dieser Mensch wagt es, den heiligen Namen der Freiheit in sein Pfaffenmaul zu nehmen!!

Wenn Dühring mich an diesen Stellen erbost hat, so gelang es ihm doch an anderen, mir die wohltuendste Heiterkeit zu entlocken durch seine im Stil der in der Berliner Antisemitenversammlung produzierten Reden gehaltenen Exkursionen gegen den »Halbjuden« Lessing, den »Juden« Gambetta, gegen Ferdinand Lasalle, der mehr Ehrlichkeit, Volksliebe, Wissen, Verstand, Charakter und Eigennutzlosigkeit hatte als hundert, als tausend solcher weggejagter, ärgerlicher, ordinärer Professoren, solcher schäbiger Freiheitspfaffen vom lumpigen Schlage des Herrn Dühring.

Um so empörter war ich, als dieses Buch in einem so köstlich reinen, vorzüglichen Deutsch geschrieben ist und bei aller denunziatorischen Niedertracht doch so manchen guten, originellen und vernünftigen Gedanken hat und Einem eine gewisse Unabhängigkeit (die freilich ganz und gar nicht selbstlos ist und auch nicht uneigennützig sein dürfte) trotz allem und allem wohltuend entgegentritt.

9. Februar 1882.

Im Jahre darauf bekam er den neuen Geist am eigenen Leibe zu spüren, als seine Burschenschaft, die deutschnationale Albia, ins antisemitische Fahrwasser einlenkte und Georg von Schönerer, der Abgott der deutschfühlenden Juden, diesen seinen ehemaligen Bundesgenossen im Kampfe gegen die Slawisierung der Sudetenländer einen Fußtritt nach dem andern versetzte. Herzl meldete seinen Austritt aus der »Albia« an und wurde dabei gröblich gekränkt*.

* Siehe oben Seite 27–29.

Über die Jahre zwischen 1883 und 1895 berichtet er uns selbst.

»Wann ich eigentlich anfing, mich mit der Judenfrage zu beschäftigen? Wahrscheinlich, seit sie aufkam.

Sicher, seit ich Dührings Buch gelesen. In einem meiner alten Notizbücher, das jetzt in Wien irgendwo eingepackt steckt, finden sich die ersten Bemerkungen über Dührings Buch und die Frage. Ich hatte damals noch kein Blatt für meine Literatur, das war, glaube ich, 1881 oder 1882, aber ich weiß, daß ich heute noch öfters einiges von dem sage, was ich dort aufschrieb. Im weiteren Verlauf der Jahre hat die Frage an mir gebohrt und genagt, mich gequält und sehr unglücklich gemacht. Tatsächlich bin ich immer wieder zu ihr zurückgekehrt, wenn mich die Erlebnisse, Leiden und Freuden meiner eigenen Person ins Allgemeinere aufsteigen ließen.

Natürlich ist mit jedem wandelnden Jahre eine Änderung in meine Gedanken gekommen, bei aller Einheit des Bewußtseins. So sieht mir ja jetzt auch aus dem Spiegel ein anderer Mann entgegen als früher. Aber die Person ist auch mit den verschiedenen Zügen dieselbe. Ich erkenne an den Alterszeichen meine Reife. Zuerst hat mich die Judenfrage bitterlich gekränkt. Es gab vielleicht eine Zeit, wo ich ihr gerne entwischt wäre, hinüber ins Christentum, irgendwohin. Jedenfalls waren das nur unbestimmte Wünsche einer jugendlichen Schwäche. Denn ich sage mir in der Ehrlichkeit dieser Aufschreibung, die völlig wertlos wäre, wenn ich mir etwas vorheuchelte, ich sage mir, daß ich nie ernstlich daran dachte, mich zu taufen, oder meinen Namen zu ändern. Letzteres ist sogar durch eine Anekdote beglaubigt. Als ich in meinen blutigen Anfängen mit einem Manuskript zur Wiener

Deutschen Wochenschrift ging, riet mir Dr. Friedjung, einen weniger jüdischen Namen als Federnamen zu wählen. Ich lehnte das rundwegs ab und sagte, daß ich den Namen meines Vaters weiter tragen wolle, und daß ich bereit sei, das Manuskript zurückzuziehen. Friedjung nahm es dann doch.

Ich war dann schlecht und recht ein Literat mit kleinem Ehrgeiz und geringen Eitelkeiten.

Die Judenfrage lauerte mir natürlich an allen Ecken und Enden auf. Ich seufzte und spöttelte darüber, fühlte mich unglücklich, war aber doch nicht recht davon ergriffen, obwohl ich schon, bevor ich hierher kam, einen Judenroman schreiben wollte. Ich wollte ihn auf meiner spanischen Reise verfassen, die ich im Sommer 1891 antrat.

Es war mein damals nächster großer, literarischer Plan. Die Hauptfigur sollte mein teurer Freund Heinrich Kana werden, der sich im Februar 1891 in Berlin erschossen hatte. Ich glaube, ich wollte mir in dem Roman sein Gespenst losschreiben. Der Roman hieß in meinem Entwurf »Samuel Kohn«, und unter meinen losen Notizen müssen sich viele finden, die darauf Bezug haben. Namentlich wollte ich die leidende, verachtete und brave Gruppe der armen Juden im Gegensatz zu den reichen Juden bringen. Diese spüren nichts vom Antisemitismus, den sie doch eigentlich und hauptsächlich verschulden. Das Milieu Kanas sollte dem Milieu seiner reichen Verwandten gegenübergestellt werden.

Die Neue Freie Presse rief mich als Korrespondenten nach Paris. Ich nahm an, weil ich gleich ahnte, wie viel ich in dieser Stellung von der Welt sehen und lernen würde, hatte aber doch in mir ein Bedauern über den verlassenen Plan des Romans.

In Paris geriet ich — wenigstens als Beobachter — in die Politik. Ich sah, womit die Welt regiert wird. Ich starrte auch das Phänomen der Menge an, lange Zeit, ohne es zu begreifen. Ich kam auch hier in ein freieres und höheres Verhältnis zum Antisemitismus, von dem ich wenigstens nicht unmittelbar zu leiden hatte. In Österreich oder Deutschland muß ich immer befürchten, daß mir »Hepp-hepp« nachgerufen wird. Hier gehe ich doch »unerkannt« durch die Menge. In diesem »Unerkannt« liegt ein furchtbarer Vorwurf gegen die Antisemiten.

Das »Hepp-hepp« hörte ich mit meinen Ohren bisher nur zweimal. Das erstemal in Mainz auf der Durchreise 1888. Ich kam am Abend in ein billiges Konzertlokal, trank dort mein Bier, und als ich aufstand und durch den Lärm und Qualm zur Türe ging, rief mir ein Bursch »Hepp-Hepp« nach. Um ihn herum entstand ein großes Gewieher. Das zweitemal wurde mir in Baden bei Wien »Saujud« nachgerufen, als ich im Wagen aus der Hinterbrühl von Speidel kam. Dieser Ruf traf mich stärker, weil er das merkwürdige Nachwort zu dem Gespräche war, das ich in der Hinterbrühl geführt hatte, und weil er auf heimischem Boden ertönte.

In Paris also gewann ich ein freieres Verhältnis zum Antisemitismus, den ich historisch zu verstehen und zu entschuldigen anfing.

Vor allem erkannte ich die Leere und die Nutzlosigkeit der Bestrebungen »zur Abwehr des Antisemitismus«. Mit Deklamationen auf dem Papier oder in geschlossenen Zirkeln ist da nicht das mindeste getan. Es wirkt sogar komisch. Immerhin mögen — neben Strebern und Einfältigen — auch sehr wackere Leute in solchen »Hilfs-

komitees« sitzen. Sie gleichen den »Hilfskomitees« nach — und vor — Überschwemmungen und richten auch ungefähr so viel aus. Die edle Berta von Suttner ist im Irrtum — freilich in einem Irrtum, der sie hoch ehrt — wenn sie glaubt, daß ein solches Komitee helfen kann. Ganz der Fall der Friedensvereine. Ein Mann, der ein furchtbares Sprengmittel erfindet, tut mehr für den Frieden, als tausend milde Apostel.

Dies antwortete ich auch beiläufig dem Baron Leitenberger, als er mich vor drei Jahren fragte, was ich von dem Freien Blatt zur Abwehr etc. hielte. Nichts hielt ich davon. Allerdings ließe sich journalistisch wirken, meinte ich, und entwickelte ihm den Plan des von einem unverfälschten Christen zu leitenden Volksblattes zur Bekämpfung des Judenhasses. Dies schien dem Baron L. jedoch zu umständlich oder zu kostspielig. Er wollte nur im kleinen kämpfen. Gegen den Antisemitismus!

Heute bin ich freilich der Ansicht, daß es ein machtloser, törichter Versuch wäre, was mir damals ausreichend vorkam.

Der Antisemitismus ist gewachsen, wächst weiter — und ich auch.«

* * *

Diese Erinnerungen sind wieder vielfach zu ergänzen. Das alte Mysterium vom Zusammenhang zwischen Zukunft und Vergangenheit, die wundervolle Tatsache, daß die Enkel den Abgrund zwischen Söhnen und Vätern überbrücken, bewährte sich auch an Herzl.

Von dem Tage an, da ihm sein erstes Kind geboren wurde, atmen seine Briefe an die Eltern jüdisches Fühlen, jüdisches Sprechen, jüdische Art, nicht nur, wenn er von

Theodor Herzls Kinder: Pauline ⟨geb. am 4. März 1890 in Wien⟩, Hans ⟨geb. am 10. Juni 1891 in Wien⟩, Margarete, genannt Trude ⟨geb. am 20. Mai 1893 in Paris⟩.

⟨Von rechts nach links.⟩

diesem Kind erzählt, sondern auch in seiner verdoppelten Zärtlichkeit zu den Eltern.

»Mein Paulinerl schmeckt unberufen und sieht ungeachtet der geringen Gewichtszunahme . . . unberufen köstlich aus.« »Heute vor einem Jahre wußten wir von dem Glück, ein solches Kind zu besitzen, noch nichts. Sie soll uns gesund und geschenkt sein.« Nach einem Besuch bei den Eltern: »Nach so kurzer Trennung habe ich Euch eigentlich nicht viel zu sagen, meine geliebten Eltern. Nur daß ich mich im Frieden meines elterlichen Hauses unendlich wohlgefühlt habe. Dank für Eure Liebe und Zärtlichkeit, die sich bei jeder Gelegenheit, im kleinsten, wie im größten, zeigt. Im Scholet und Gansel, wie in wichtigen Dingen.«

Im Jahre 1891, in Nizza, bemerkte er zum ersten Male die tragikomische Geringschätzung, die Juden für einander an den Tag legen, wenn sie in christlicher Gesellschaft sind.

»Außer den wirklich vornehmen Leuten, die aber nicht viel Lärm machen, sieht man hier noch eine Menge Pester, Wiener und Berliner Juden, die sich gegenseitig nicht ausstehen können, über einander die Nase rümpfen usw.«

Aus der Neuen Freien Presse drang ihm die Judenfrage mehr als einmal ans Ohr.

Die Herren Franzosen, schrieb Adolf Löwe, haben von den Deutschen nichts gelernt als den Antisemitismus, und die Nation, welche das Jahr 1789 hatte und den lapidaren Grundsatz: Liberté, égalité, fraternité zu ihrem ewigen Ruhme erfand, macht heute mit dem gemeinen Pöbel Chorus und zeigt eine antisemitische Gesinnung. Wann wird diese Zeitkrankheit, die ärger wütet als die Cholera, endlich verschwinden?

Aus dem Anfange der Neunzigerjahre, eben jener Zeit, da Baron Leitenberger auf Veranlassung der Frau Regine von Friedländer mit Herzl wegen des »Vereines zur Bekämpfung des Antisemitismus« in Briefwechsel trat stammt ein Bruchstück zur Judenfrage, das für Herzls damalige Ansichten von Belang ist.

»In unserm Hause der Gemeinen ist jetzt schon wieder von nichts anderem die Rede als von den Juden. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Stoff immerwährend frisch und pikant ist. Das heißt, ja, es läßt sich leugnen. Der Abgeordnete Pirquet hat es auch wirklich geleugnet. Freilich nutzlos. Gleich darauf ging die Judendebatte abermals nieder wie ein Landregen. Prinz Alois sprach von Jerusalem, »wahrscheinlich, um einen Witz zu machen«, wie sich Plener mit begreiflicher Vorsicht ausdrückte. Aber auch der Hofrat Beer konnte der naheliegenden Versuchung, über das Judentum zu sprechen, nicht widerstehen. Er tat es nicht in der unglücklichsten Weise. Er erinnerte daran, daß der Heiland und die Apostel Juden waren. Das veranlaßte den hochwürdigen Abgeordneten Klun zur Gegenerklärung, daß er Christus und die Apostel nicht als Juden anzusehen in der Lage sei . . . Wir wollen uns für einen Augenblick auf den Standpunkt stellen, daß es tatsächlich nötig sei, in einemfort von den Juden — oder wie Durchlaucht Liechtenstein schonend sagt, von den »Israeliten« zu reden. Wenn die Judenfrage wirklich auf der Tagesordnung steht, so hat keiner der genannten Herren zur Sache gesprochen. Denn es handelt sich da längst nicht mehr um theologische Geschichten oder um Religion und Gewissen. Und das ist auch allen bekannt. Sie alle haben von Darwin und Renan etwas gehört, wenn auch noch so wenig. Es

Theodor Herzls Kinder im Jahre 1897.

ist possierlich und betrübend anzusehen, wenn gebildete, würdevolle, gesetzte, ältere Herren miteinander öffentlich Blindekuh spielen.

Nein, die Judenfrage, deren wir uns heute rühmen und erfreuen, hat mit Theologie und Gottesdienst nichts zu schaffen. Die Zeiten sind vorüber, wo man sich wegen der Formen des Abendmahls die Köpfe blutig schlug. Heute handelt es sich nicht mehr um das Abendmahl, sondern um das Mittagsbrot. Die Judenfrage ist weder eine nationale noch eine konfessionelle, sie ist eine soziale. Sie ist ein früher schiffbar gemachter Arm des großen Stromes, welcher soziale Frage heißt. Aber die großen Ströme lassen sich nicht künstlich ablenken und wenn an Frühlingstagen der Schnee schmilzt, graben, wühlen, reißen sich die Fluten ihren eigenen Weg.«

• • •

Aber so sehr sich in Bezug auf das Wesen des Antisemitismus Herzls Anschauung von der landläufigen unterschied, in einem Punkte stimmte er damals noch mit allen Schönfärbern überein, nämlich, daß es sich um eine vorübergehende, ephemere Erscheinung handle. »Es geht den Fabriksarbeitern«, schrieb er im Feuilleton Die Hand ⟨Das Palais Bourbon 27⟩ »ähnlich wie den Juden, die zufällig in einer antisemitischen Zeit ihr Leben verbringen müssen. Spätere Juden werden lichtere Tage sehen, die jetzigen sind einfach übel dran«.

Und noch in einer anderen Gestalt trat 1891 die Judenfrage persönlich an Herzl heran. Der Journalist Oswald Boxer, der einzige Freund Herzls in jener Zeit, starb in Brasilien, wohin er sich im Interesse einer großzügigen jüdischen Kolonisation begeben hatte.

Boxer war eine auffallende Erscheinung. Er war hoch gewachsen, hatte einen kräftig ausgearbeiteten Schädel, eine mächtige Stirn, kühne Nase, ein in die Ferne blickendes Auge. Seine große Liebenswürdigkeit war mit Zurückhaltung gepaart, er machte aber doch stets den Eindruck der Offenheit. In Wien am 20. Mai 1860 geboren, besuchte er zunächst die Volksschule, dann das unter der Direktion des Regierungsrates Pokorny stehende Kommunal-Real-Obergymnasium, worauf er zwei Jahre lang Jus studierte ... Sein Vater war Börsebesucher geringster Kategorie, hatte er einmal einen Gewinn an der Börse zu verzeichnen, so kaufte er auf dem Heimwege ein paar silberne Löffel oder sonst etwas, um Einrichtungs- und Wirtschaftsgegenstände zu vervollständigen. Boxer mußte schon in seiner frühesten Jugend durch Stundengeben seinen Unterhalt verdienen und seine Familie unterstützen. Kaum ins Obergymnasium gelangt, trieb er auch schon Klein-Journalistik.

Eines Tages wurde er vor den Direktor zitiert, der ihm eine Rüge erteilte. Es war nämlich in der »Tagespresse« eine Kritik der neuen Auflage eines Lesebuches für Obergymnasien erschienen. Das Unterrichtsministerium hatte in Erfahrung gebracht, daß der Autor dieser Kritik der Obergymnasiast Boxer sei. Während und nach der Universitätszeit war er Mitarbeiter der Deutschen Zeitung und bald darauf Lokalreporter der ‹alten› Presse. Um diese Zeit machte er den berühmten Aufstieg mit dem Luftschiffer Godard, über welchen er einen sehr humorvollen Bericht veröffentlichte. Sein Streben war darauf gerichtet, in den »politischen Teil« zu kommen, was ihm jedoch nicht glückte, weil man immer wieder auf ihn zurückgriff, wenn ein aufsehenerregendes, lokales

Ereignis stattfand. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es auch, den Bericht über das Wetter der vergangenen Woche zu schreiben. Einmal war er mit Kana, Heinrich Osten ⟨Ostersetzer⟩ und Theodor Herzl zusammen, welche die Behauptung aufstellten, einen Wetterbericht zu schreiben, sei ein Kinderspiel. Auf Grund einer Wette kam Herzl auf eine Stunde in Klausur, die dann auf eine weitere halbe Stunde erstreckt wurde. Das Ergebnis war, daß Herzl erklärte, es sei ihm nicht möglich, einen vernünftigen, für den lokalen Teil passenden Wetterbericht zu verfassen.

Im Jahre 1886 traf Boxer mit der Presse, dem Fremdenblatt und dem Extrablatt die Abmachung als Korrespondent nach Berlin zu gehen, wofür ihm von den drei Blättern je 50 Gulden monatlich zugesagt wurden. In Berlin wußte er sich rasch eine angesehene Stellung zu verschaffen. Er war — außer einem Engländer — der einzige auswärtige Journalist, der Zutritt ins auswärtige Amt erhielt. Seine Berichte anläßlich des Todes der beiden Kaiser, insbesondere aber seine Findigkeit, die ihn in den Stand setzte, der Presse ⟨deren Abendblatt aus diesem Anlasse verspätet erschien⟩ eine große Bismarcksrede telegraphisch zu übermitteln, welche die Neue Freie Presse erst im folgenden Morgenblatt bringen konnte, steigerten sein Einkommen derart, daß er bereits im zweiten Jahre seines Berliner Aufenthaltes 10.000 Mark verdiente.

Boxer verkehrte sehr viel mit Kommerzienrat Goldberger, der an der Spitze des Berliner Zentral-Hilfskomitees zur Kolonisation russischer Juden in Brasilien stand. Dieser lud Boxer im Jahre 1890 ein, die Durchführung der Ansiedlung in Brasilien zu übernehmen,

die geeigneten Ländereien ausfindig zu machen und mit der Regierung wegen Ankaufs zu unterhandeln. Gleichzeitig ließ Baron Hirsch durch seine Leute in Argentinien arbeiten. Erst im Mai 1891 entschloß sich Boxer, nach Brasilien zu gehen, obwohl damals dort das gelbe Fieber herrschte. Sechs Monate hindurch führte er seine Arbeiten von San Paolo durch, vor seiner Einschiffung nach Europa begab er sich zu eintägigem Aufenthalt nach Rio de Janeiro, wo er sich das gelbe Fieber holte, das ihn am 26. Jänner 1892 hinwegraffte*.

Die erwähnte Unterredung mit Speidel hat Herzl im Tagebuch festgehalten.

»Wir gingen über grüne Wiesen, philosophierten und kamen auf die Judenfrage.

Ich sagte: Ich begreife den Antisemitismus. Wir Juden haben uns, wenn auch nicht durch unsere Schuld, als Fremdkörper inmitten verschiedener Nationen erhalten. Wir haben im Ghetto eine Anzahl gesellschaftswidriger Eigenschaften angenommen. Unser Charakter ist durch den Druck verdorben, und das muß durch einen anderen Druck wieder hergestellt werden. Tatsächlich ist der Antisemitismus die Folge der Judenemanzipation.

Bevölkerungen, denen das historische Verständnis mangelt — also alle — sehen uns aber nicht als geschichtliches Produkt an, nicht als die Opfer früherer grausamer und noch beschränkter Zeiten. Sie wissen nicht, daß wir so sind, weil man uns unter Qualen so gemacht hat, weil die Kirche das Wuchergewerbe für Christen un-

* Diese Daten habe ich Herrn Dr. Otto Thorsch in Wien zu verdanken.

Herzl widmete dem Freunde in der Neuen Freien Presse einen schmerzerfüllten Nachruf. (4. Februar 1892.)

ehrlich machte und wir durch die Herrscher in Geldgeschäfte gedrängt wurden. Wir kleben am Geld, weil man uns aufs Geld geworfen hat. Zudem mußten wir immer bereit sein, zu fliehen, oder unseren Sitz vor Plünderungen zu verbergen. So ist unser Verhältnis zum Geld entstanden. Auch dienten wir Kammerknechte des Kaisers als eine Art indirekter Steuer. Wir zogen dem Volke das Geld ab, das uns nachher geraubt oder konfisziert wurde. In all den Leiden wurden wir häßlich, verwandelte sich unser Charakter, der in Vorzeiten stolz und großartig gewesen war. Wir waren ja Männer, die den Staat in Kriegszeiten zu verteidigen wußten und müssen ein hochbegabtes Volk gewesen sein, wenn wir zweitausend Jahre hindurch erschlagen wurden und nicht umgebracht werden konnten.

Nun war es ein Irrtum der doktrinär Freisinnigen, zu glauben, daß man die Menschen durch eine Verfügung im Reichsgesetzblatt gleich macht. Als wir aus dem Ghetto herauskamen, waren und blieben wir zunächst noch die Ghettojuden. Man mußte uns Zeit lassen, uns an die Freiheit zu gewöhnen. Diese Großmut oder Geduld hat aber die uns umgebende Bevölkerung nicht. Sie sieht nur die üblen und auffälligen Eigenschaften der Freigelassenen und ahnt nicht, daß diese Befreiten unschuldig Bestrafte waren. Hinzu kommen die sozialistischen Zeitideen gegen das bewegliche Kapital, dem sich die Juden seit Jahrhunderten ausschließlich zuzuwenden gezwungen waren.

Wenden sich die Juden aber vom Gelde weg zu Berufen, die ihnen früher vorenthalten waren, so bringen sie einen fürchterlichen Druck in die Erwerbsverhältnisse der Mittelstände, einen Druck, unter dem freilich sie selbst vor allem leiden.

Der Antisemitismus, der in der großen Menge etwas Starkes und Unbewußtes ist, wird aber den Juden nicht schaden. Ich halte ihn für eine dem Judencharakter nützliche Bewegung. Er ist die Erziehung einer Gruppe durch die Massen und wird vielleicht zu ihrer Aufsaugung führen. Erzogen wird man nur durch Härten. Es wird die Darwinsche Mimicry eintreten. Die Juden werden sich anpassen. Sie sind wie Seehunde, die der Weltzufall ins Wasser warf.

Sie nehmen Gestalt und Eigenschaften von Fischen an, was sie doch nicht sind. Kommen sie nun wieder auf festes Land und dürfen da ein paar Generationen bleiben, so werden sie wieder aus ihren Flossen Füße machen.

Die Spuren des einen Druckes können nur durch den anderen Druck vertilgt werden.

Speidel sagte: »Das ist eine welthistorische Auffassung«.

Ich fuhr dann in die wachsende Nacht hinaus, hinüber nach Baden. Als mein Fiaker durch das Tunnel hinter der Cholerakapelle raste, kamen eben zwei junge Leute, einer in Kadettenuniform des Weges. Ich glaube, ich saß zusammengesunken und in Gedanken. Da hörte ich deutlich hinter dem Wagen herrufen: »Saujud!«

Es riß mich im Zorn auf. Ich drehte mich erbittert gegen die Burschen um, die aber schon weit zurück waren. Gleich darauf war auch die kurze Lust vergangen, mich mit Gassenjungen herumzubalgen.

18. Kapitel.

Die Quellen der Tiefe brechen auf.

Das Gespräch mit Speidel war im Gemüte Herzls noch nicht verhallt, als er dem Bildhauer Beer für seine Büste saß. Im Laufe des Gesprächs kamen sie darauf, daß es den Juden nichts nütze, Künstler und geldreine Idealisten zu werden. Der Fluch haftet, wir kommen nicht aus dem Ghetto heraus. Damals entstand der Plan zum Neuen Ghetto. In »drei seligen Wochen der Glut und Arbeit« kam das Stück zustande.

So empfing Herzl ohne sein Wissen, sicher gegen seinen Willen, die Weihe zum Dienste für das jüdische Volk. Ganz wie bei den alttestamentlichen Propheten. »Wohin immer ich dich senden werde, dahin wirst du gehen, was immer ich dir gebieten werde, das wirst du reden.«

Die erste unfreiwillige Botschaft an das jüdische Volk war das Neue Ghetto oder Das Ghetto, wie das Stück ursprünglich hieß. Er schrieb es in einem Rausch nieder: siebzehn Tage ⟨21. Oktober bis 8. November 1894⟩ brauchte er dazu. Er war sich des Neuen, Gewagten in seinem Stück vollkommen bewußt: er sah im Geiste die verblüfften, verlegenen, verdrossenen Gesichter der jüdischen Theaterdirektoren, er ahnte die Entrüstung der jüdischen Theaterbesucher über den Versuch, ein Stück lebendiges Judentum auf die Bühne zu bringen. Sei es nun, daß er sich nicht stark genug fühlte, seine mühevoll errungene schriftstellerische Position diesem Sturme auszusetzen, sei es, daß er wirklich den Wunsch hatte, das

Stück solle durch sich selbst wirken, »unbeeinflußt durch die Person und die literarische Vergangenheit des Verfassers« — er wählte den Decknamen Albert Schnabel und ließ das Stück durch seinen Freund Arthur Schnitzler bei mehreren Bühnen einreichen. Außer Schnitzler wußte niemand, wer der wirkliche Autor sei. Die Theaterdirektoren wiesen mit rührender Einmütigkeit das Ghetto zurück.

Über die Absicht und Entstehungsgeschichte des Stückes schrieb Herzl an Schnitzler:

I.

8 Rue de Monceau, 17. 12. 94.

Ich will durchaus keine Verteidigung oder »Rettung« der Juden machen, ich will die Frage nur mit aller Macht zur Diskussion stellen! Die Kritiker und das Volk sollen dann verteidigen und anklagen. Komm' ich nur auf die Bühne, so ist der Zweck erreicht. Was weiter geschieht, ist mir Wurscht. Ich pfeif' auf das Geld, obwohl ich beinahe keines, und auf den Ruhm, obwohl ich gar keinen habe. Ich will gar kein sympathischer Dichter sein. Aussprechen will ich mich — von der Leber und vom Herzen weg. Wenn dieses Stück in der Welt ist, wird mir leichter um Herz und Leber sein.

II.

9. Jänner 1895.

Niemand, niemand, niemand hat auch nur eine Ahnung davon. Zweimal war die Versuchung stark, mich hier mitzuteilen. Zuerst beim Bildhauer Beer, der meine Büste machte. Bei dem ist nämlich das Stück entstanden. Einmal

während meiner Sitzung ereiferte ich mich, als ich ihm die Judenfrage in Österreich auseinandersetzte. Das schwang in mir stark fort, als ich wegging. Auf dem Heimwege fiel mir das ganze Stück ein. Am nächsten Tage sagte ich ihm: »Beer, wenn ich jetzt nicht ein Taglöhner wäre, sondern mich vierzehn Tage nach Ravello oberhalb von Amalfi setzen könnte, schriebe ich ein Stück.«

Er machte ein Gesicht, das mir ungläubig schien. Am dritten Tage blieb ich von der Sitzung aus und blieb aus, bis es fertig war. Als ich wiederkam, reizte es mich ungemein, es ihm zu sagen und es ihm vorzulesen. Ich widerstand aber und erklärte ihm meine Abwesenheit mit Zeitungssachen.

Die zweite Versuchung war Nordau, der mir ein sehr guter Freund ist und mir in seiner rüden Wahrheitsliebe gewiß alle Fehler — die er hätte wahrnehmen können — gesagt hätte. Als er mir nun kürzlich sein neuestes Stück vorlas, riß es mich nieder. Aber der Vorsatz war gefaßt. Ein wirkliches Geheimnis darf höchstens auf vier Augen stehen. Dabei bleibt es.

* * *

Schnitzler hatte alle von Herzl ausgesprochenen Wünsche erfüllt, ohne eine Aufführung durchsetzen zu können. Da wandte sich Herzl an seinen alten Freund Heinrich Teweles in Prag.

I.

Paris 37 Rue Cambon, 14. Mai 1895.

Mein lieber Teweles!

Ich hoffe, Sie erinnern sich meiner noch und sind mir noch ein Freund. Ich brauche aber nicht Ihre Protektion

⟨wie Sie nach dieser Einleitung vermuten könnten⟩, sondern Ihre Diskretion.

Um folgendes handelt es sich: Ich habe ein neues Stück geschrieben, das ich anonym aufführen lassen will. Wenn ich sage, anonym, so meine ich das wirklich durch und durch. Keine sterbliche Seele, aber selbst keine unsterbliche darf wissen, daß das Stück von mir ist, bis ich selbst das Geheimnis lüfte. Wollen Sie mir also Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mir in Treue das volle Geheimnis wahren werden, bis ich Sie von Ihrem Gelöbnis ausdrücklich loslöse? Eine Form dieser Lösung wäre auch mein Tod.

Ich gestatte Ihnen am Tag darauf ein scherzhaftes Feuilleton in der Bohemia oder im Prager Tagblatt zu publizieren. Auch Wiener Blätter werden gerne einen Artikel nehmen, wenn Sie durch meinen Todesfall vom Schweigen befreit sind.

Zum Schweigen wird auch gehören, daß Sie keinen Brief von mir je frei herumliegen lassen und sich nie mit einem Zucken Ihres ausdrucksvollen Gesichtes verraten. Wollen Sie?

Wenn ja, verspreche ich Ihnen, daß Sie das Stück, das Ihnen dann zugehen wird, in der Tiefe Ihrer Eingeweide packen wird. Es wird Ihnen von jemandem geschickt werden, der selbst nicht weiß, daß es von mir ist.

Was ich mit dem Stück weiter vorhabe, sage ich Ihnen später. Es soll in Prag zuerst aufgeführt werden.

Ich grüße Sie herzlich. Ihr gealterter

Herzl ⟨Theodor⟩.

II.

Paris, 19. Mai 1895.

Mein lieber Teweles!

Ich danke Ihnen für Ihren guten Brief. Daß Sie mich so im Andenken behalten haben, ist mir eine große Freude. Doch etwas erworben! Ein paar solcher Freunde wie Sie! Wenn Rührung nicht unschicklich wäre, hätte mich Ihr Brief gerührt. Ungefähr die Empfindung, wie wenn man beim Herumkramen in einer lange nicht geöffneten Lade etwas Kostbares wiederfindet. Donnerwetter, Donnerwetter, das gehört dir also noch! Na, gut, abgemacht.

Warum sind Sie so feig, mir nichts von sich zu erzählen? Gewiß interessiert's mich. Sie leben in meiner Erinnerung als ein glücklicher Mensch. Die stille Stadt Prag umgibt Sie. Dort altern Sie langsam, ohne den Grimm der Wünsche, doch nicht unberührt von modernen Bewegungen, nicht im Sumpf, denn leise durchfließt Sie die Literatur, und das Theaterleben bringt in Ihre Kleinstädterei etwas von der Farbe der Abenteuer. Dazu trinken Sie das leichte, lichte Bier Böhmens und spielen im Café Seltmann philosophisch mit Juden Klabrias.

Ich habe manchmal mit Friedrich Schiff, der hier das Wolff'sche Bureau vertritt, von Ihrem Prager Glück gesprochen. Es wird Sie vielleicht staunen machen — aber von den vielen Menschen, mit denen ich auf der wunderlichen Jagd meines Lebens in Berührung gekommen bin, sind Sie der Einzige, mit dem ich tauschen möchte. Dabei ist zu vermuten, daß Sie meine Existenz für die beneidenswertere halten.

Vier Jahre bin ich jetzt in Paris. Sie sind vergangen wie ein Traum. Aber aus den Spiegeln sieht mir ein

älteres Gesicht entgegen. Und Spiegel sind auch meine Werke. Ja, ich glaube, ich bin hier in der Kunst gereift — ohne Pose sag' ich's — in manchem ist mir der Knopf aufgegangen. Als man mir — ich war gerade in Spanien auf einer Reise, die nach Afrika gehen sollte, und ich dachte nicht an Zeitungsarbeit — als man mir vor vier Jahren anbot, Pariser Korrespondent der N. Fr. Pr. zu werden, da machte ich schon verschiedene harte Krisen in mir durch. Eine dieser Krisen war die meiner dramatischen Schriftstellerei. Die Theater wollten nach meinem Berliner Durchfall nichts mehr von mir wissen. Bis zur Erde war mein Selbstvertrauen gebeugt. Ich nahm die Zeitungsarbeit an, und ich glaubte wohl, daß ich nie mehr für's Theater schreiben würde. Paris ergriff mich und rüttelte mich durch und durch. Was ich hier gesehen und erlebt habe! Einen Teil davon lasen Sie in der Zeitung. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, was das für eine tägliche, stündliche Erschütterung mit hunderttausend heftigen Anregungen war und ist. Dabei wird man ein anderer Mensch, ein anderer Künstler.

Es begab sich, daß ich mir in Toulon bei den Russenfesten eine Malaria holte. Monatelang war ich krank. Die Ärzte behandelten mich dumm. Einer spritzte mir Chinin unter die Haut. Davon bekam ich einen Abszeß am Schenkel, der öfters operiert werden mußte. Ich ging am Stock wie ein Krüppel. Aber als ich einmal frisch geschnitten war und zwei Wochen Stilliegen verordnet bekam — es war im vorigen Frühjahr — da überflog mich wieder die Dichtung und in acht seligen Tagen schrieb ich ein Lustspiel in Versen, Die Glosse ⟨ein Akt⟩. Davon will ich nicht viel reden. Es wurde vom Burgtheater refüsiert, ich ließ es dann bei Minden erscheinen und

kümmerte mich nicht weiter drum. Die Theater werden es in ein paar Jahren hervorsuchen und man wird es überall spielen.

Anfangs verdroß mich das Schicksal dieses Stückes. Dann sagte ich mir: es ist wahr, ich bin auf der Bühne diskreditiert. Ich bin eine Art Bankerottierer. Man kann kein Vertrauen mehr zu mir haben. Und Vertrauen ist die wichtigste Vorbedingung. Ich schlief wieder ein.

In mir arbeitete aber das Unbewußte weiter. Damals in Spanien lag der Plan eines Judenromans vor mir. Ich wollte den Roman eines modernen Juden schreiben. Die Pariser Korrespondenz unterbrach mich. Hier geriet ich in die Politik und lernte unwillkürlich die Dinge dieser Welt anders ansehen. Zugleich gewann ich ein freieres und höheres Verhältnis zum Antisemitismus meiner fernen Heimat. Und ich war einmal beim Bildhauer Beer, der meine Büste machte. Während einer Sitzung schilderte ich ihm den modernen Juden und seine Bedingungen. Und ich geriet dabei in die Glut der großen Eruptionen. Als ich wegging, schoß in mir wie ein Basaltblock das ganze Stück herauf, das ich am nächsten Tage anfing und in nicht ganz drei Wochen in unbeschreiblicher Aufregung fertig machte. Dieses Stück heißt Das Ghetto, und um dieses Stück handelt es sich heute. Ich will Ihnen weiter vom Inhalt nichts sagen. Lassen Sie es auf sich wirken. Sie betrachten mich ja nicht als einen Bankerottierer.

Ich glaube nicht zu prahlen, wenn ich sage, daß an diesem Stück etwas ist. Sie werden sich ja übrigens im Handumdrehen überzeugt haben. Der Verfasser heißt Albert Schnabel, hat das Stück von Wien aus eingeschickt. Sie kennen ihn nicht.

Tatsächlich wird das Manuskript ‹gleichzeitig mit diesem Brief› von Wien an die Direktion des Landestheaters abgehen. Ich lasse diesen Brief von Wien aus an Sie schicken, weil ich ihn rekommandieren will und hier dabei meinen Namen aufs Kuvert setzen müßte. So käme man in Prag gleich auf die Spur. Ich bitte Sie, mir Ihre Privatadresse aufzugeben in dem Brief, worin Sie mir Ihre Meinung schreiben, damit ich weiterhin direkt mit Ihnen korrespondieren könne.

Jetzt muß ich ihnen noch die Geschichte des Manuskripts erzählen. Es ging — natürlich unterm Verfassernamen Albert Schnabel — an Brahm ‹Deutsches Theater› nach Berlin mit der Aufforderung, es im Falle der Nichtannahme nach vier Wochen an Blumenthal abzugeben. Nach vier Wochen kam der gedruckte Ablehnungszettel von Brahm, das Stück ging ans Lessingtheater. Nach mehreren Wochen und vielen Ermahnungen kam von Blumenthal der gedruckte Zettel: »er lese überhaupt kein Stück, weil sein Bedarf an Stücken längst gedeckt sei«. — Dann ging das Manuskript ans Wiener Raimundtheater. Von dort kam der Bescheid, daß Müller-Gutenbrunn aus Opportunitätsgründen das Stück, das ihn sehr interessiert habe, nicht geben könne. Er hatte es, um seine Meinung überprüfen zu lassen, einem Christen und einem Juden zu lesen gegeben. Der Christ sagte: das ist eine Dynamitbombe. Der Jude sagte: das ist eine Beschimpfung des Judentums.

Ihre Aufgabe, Teweles, ist nun, das Stück auf die Bühne zu bringen. Sie müssen, wenn sich beschränkter Widerstand dagegen zeigt, ihn besiegen. Fürchtet man die Juden zu verletzen, so werden Sie dem Direktor, oder wer sonst dagegen ist, die Augen öffnen und ihnen erklären: das ist eine Judenpredigt, kein Rabbiner spricht

anders. Aber diese Predigt wird nicht in der Synagoge gehalten, sondern in der Freiheit des Theaters, und es muß eine erlösende Wirkung davon ausgehen. Ja, es ist ein Stück Judenpolitik — und wofür ich ihren Beistand aufrufe, das ist nicht das Stück, sondern die Judenpolitik.

Seit einiger Zeit glaube ich nämlich, daß es für mein Leben keinen größeren Zweck gibt, als mich der Judensache anzunehmen, aber anders, als man es bisher getan, freier, höher und eigentümlich.

Mit Alphonse Daudet sprach ich jüngst über diese meine Absicht. Er ist Antisemit und war doch von meinen Worten ganz erschüttert und begeistert. Und als mir dieser Mensch sagte: »C'est beau! C'est beau!« da war ich gewiß, daß ich auf dem richtigen Weg bin.

Albert Schnabels Stück ist der Anfang. Anderes wird folgen. Das Pseudonym muß streng gewahrt werden — ich baue ruhig auf Ihre Treue und Verschwiegenheit — das Stück soll ungestört allein wirken. Man soll es unbefangen kennen lernen, unbeeinflußt durch die Person und literarische Vergangenheit des Verfassers. Ich suche keine Befriedigung meiner Eitelkeit mit diesem Stücke.

Alles andere wird Ihnen das Stück selber sagen. Es muß auf die Bühne, Teweles! Es schreit nach der Bühne. In Prag, der deutschen Judenstadt, hoff' ich, wird's gelingen. Vielleicht geht's von da auf andere Bühnen. Jedenfalls ist der Ton damit angeschlagen, der nötig ist, um die Judenfrage zu lösen und die Juden hinauszuführen aus dem Ghetto.

Ich grüße Sie herzlich.

Ihr guter Freund

Herzl.

Die Aufführung möchte ich natürlich so bald als möglich! Sofort! Ich pfeife auf »gute« Spielzeit und Geld.

III.

Paris, Pfingstmontag 1895.

Mein lieber Teweles!

Warum keine Nachricht?
Ist es so gut, daß Sie sprachlos sind?
Oder so schlecht, daß Sie mirs nicht sagen wollen.
Oder was?
Mut, Mut! Das alles ist mir schon einmal passiert.

Herzlich Ihr alter

Herzl.

Schreiben Sie mir Ihre Privatadresse.

IV.

Paris, 6. 6. 1895.

Mein teurer Teweles!

Dank für Ihren lieben Brief. Es freut mich, daß das Stück Ihren Beifall hat, und ich verlasse mich fortab auf Sie.

Was sie über die Judenfrage schreiben, interessiert mich sehr. Ich kann heute auf näheres nicht eingehen.

Sie sagen, daß Sie die Judensache nicht ausfüllt. Mich füllt sie seit einiger Zeit ganz aus, ganz, ganz!

Mit dem Stücke hatte ich geglaubt mir den Druck von der Seele zu schreiben. Ist nicht gegangen. Im Gegenteil. Ich bin mehr und mehr in die Sache hineingekommen. Ich wandle seit einiger Zeit in einer Savonarola-Stimmung, die Lenau ungefähr so ausdrückt:

»Mich schlug der Blitz zu Gottes Ritter,
Auf ewig steht der ernste Bund!«

Ich bin unsagbar für die Sache begeistert. Ich müßte jetzt zu viel schreiben, um nicht zu wenig zu schreiben.

Heute schüttle ich Ihnen nur herzlich die Hand. Es wird vielleicht der Tag kommen, wo ich Ihnen dazu verhelfe, was Sie sich wünschen: daß Sie jedermann im A...

Leben Sie wohl und bleiben Sie nur treu

Ihrem guten Freund

Herzl.

Die Aufführung kam auch in Prag nicht zustande, sie scheiterte an dem Widerstande des Kultusvorstehers Dr. Rosenbacher, der weiß Gott was für schädliche Rückwirkungen für die Juden Prags befürchtete.

Inzwischen war Herzl weit über die erste Äußerung zur Judenfrage hinausgewachsen. Der Judenstaat war entstanden — in der Idee. Ein Brief an Schnitzler gibt eine Vorstellung davon, wie sehr ihn die neue Sendung erfüllte.

23. Juni 1895.

Mein lieber Freund!

Dank für Ihren Brief. Die Sache liegt in Prag, eine Entscheidung ist noch nicht da. Das ganze ist jetzt in den Hintergrund meines Bewußtseins getreten.

Aber Sie hatten damals recht, als Sie mit Ihrem klugen Blick sahen, daß ich mit dieser einen Eruption mir die Sache nicht vom Herzen und nicht von der Leber geladen habe.

In den Wochen, seit ich Ihnen nicht geschrieben habe, ist etwas anderes, Neues, viel Größeres in mir aufgeschossen, was mir jetzt wie ein Basaltberg vorkommt,

vielleicht weil ich noch so erschüttert bin und das Entstandene noch so fürchterlich glüht.

Wochen der ungeheuerlichsten Produktions-Aufregung, in der ich manchmal fürchtete, verrückt zu werden.

Es sind vorläufig nur die Planskizzen — sie sind schon ein ganzes Buch. Wir werden, wenn wir im Sommer im Salzkammergut zusammentreffen, darüber reden.

Dieses Werk ist jedenfalls für mich und mein ferneres Leben von der größten Bedeutung — vielleicht auch für andere Menschen. Denn was mich annehmen läßt, daß ich etwas Wertvolles entworfen habe, ist die Tatsache, daß ich dabei keine Sekunde lang literatenhaft an mich gedacht habe, sondern immer an andere Menschen, welche schwer leiden.

Noch ein paar Tage Arbeit und die Sache ist so fertig, daß sie nicht mehr verloren gehen kann, auch wenn ich durch Umstände des Lebens an der minutiösen Ausführung verhindert werden sollte.

Dann verlasse ich Paris auf einige Tage, um mich zu erholen. Mein Urlaub ist das noch nicht, den trete ich erst Mitte oder Ende Juli an.

Sie kennen das liebe Gedicht von Heyse, »An den Künstler«, das ich oft zitierte. Da heißt es:

> . . . Bangend, er könnte über Nacht
> Hinfahren, ehe dieses Werk vollbracht.

Das ist meine Stimmung.

Ich habe den Stoß bisheriger Notizen im Komptoir d'Eskompte deponiert, in der Kasse Nr. 6, Fach Nr. 2. Um zu öffnen, muß man jeden der drei Knöpfe siebenmal nach rechts drücken. Jemand muß das wissen, falls ich »hinfahre über Nacht«.

Das sind jetzt Sie. Komme ich Ihnen aufgeregt vor? Ich bin es nicht. Ich war nie in einer so glücklichen, hohen Stimmung. Ich denke nicht ans Sterben, sondern an ein Leben voll männlicher Taten, das alles Niedere, Wüste, Verworrene, das je in mir gewesen sein mag, auslöscht, aufhebt und alle mit mir versöhnt, sowie ich mich durch diese Arbeit mit allen versöhnt habe. Ihr Freund Herzl.

Herzls Zustand in jener Zeit gemahnt fortwährend an vorhistorische Menschen, an Mythe und Legende. Verzückung, sogar Besessenheit wäre für diese seelische Verfassung keine unzutreffende Bezeichnung. Unter dem 16. Juni schrieb er in sein Tagebuch:

16. Juni 1895.

Ich habe in diesen Tagen öfters befürchtet, irrsinnig zu werden. So jagten die Gedankenzüge erschütternd durch meine Seele. —

Ein ganzes Leben wird nicht ausreichen, Alles auszuführen. Aber ich hinterlasse ein geistiges Vermächtnis. Wem? Allen Menschen.

Ich glaube, ich werde unter den größten Wohltätern der Menschheit genannt werden. —

Oder ist diese Meinung schon der Größenwahn? Ich muß vor allem mich selbst beherrschen.

Wie Kant sich aufschrieb: — An Johann darf nicht mehr gedacht werden. —

Mein Johann ist die Judenfrage. Ich muß sie rufen und wegschicken können. —

Niemand dachte daran, das gelobte Land dort zu suchen, wo es ist — und doch liegt es so nahe.

Da ist es: in uns selbst! —

Ich lüge niemanden etwas vor. Jeder kann sich überzeugen, daß ich die Wahrheit rede. Denn jeder nimmt ein Stück vom gelobten Lande in sich und mit sich hinüber. —

Der in seinem Kopfe, der in seinen Händen und der Dritte in seinen Ersparnissen. Das gelobte Land ist dort, wohin wir gehen.

Ich glaube für mich hat das Leben aufgehört und die Weltgeschichte begonnen. — —

Theodor Herzl in seinem Arbeitszimmer.

Namenregister

Seite

Agai (Dr. Adolf), ungarischer Schriftsteller 93
Altneuland 24, 99
Arany (Johann), ungarischer Dichter 18
Auernheimer (Raul), Schriftsteller 32
Bacher (Eduard), Herausgeber der Neuen Freien Presse 80, 82, 102
Barnay (Ludwig), Schauspieler 115, 116
Berliner Tageblatt 61, 75, 77, 78
»Bern« (Max Bernstein), Schriftsteller 45
Bernhardiner 93, 115
Blumenthal (Oskar), Schriftsteller 55, 75, 81, 154
Boxer (Oswald) . . . . . 97, 141—144
Brahm (Otto), Schriftsteller 154
Brentano (Franz), Professor der Philosophie 25
Brunner auf Hagenau 31
Buch der Narrheit 66, 70, 81, 111
Bühnenwelt (Zeitschrift) 75
Causa Hirschkorn 32, 33, 34, 35, 56, 111
Chiavacci (Vinzenz), Schriftsteller 90
Dame in Schwarz 94
Darwin (Charles) 140, 146
Daudet (Alphonse) 155
Dühring (Eugen) . . . . . 127—134
Exner (Adolf), Professor der Rechte 25
Floh (Humoristisches Wochenblatt in Wien) 55
Flüchtling 68, 111, 114, 115
Frankfurter Zeitung 77
Fremdenblatt (Wiener Tageszeitung) 77, 78
Friedjung (Heinrich) 59, 136
Glosse 65, 152
Goldmann (Paul), Schriftsteller 107, 111
Granichstädten (Emil), Schriftsteller 90
Groller (Balduin), Schriftsteller 115
Grünhut (Samuel), Professor der Rechte 25

Seite

Hoffmann (Franz), Professor der Rechte 25
Hartmann (Ernst), Schauspieler 32, 68
Judenstaat 25, 125
Kana (Heinrich) . . . . . 18, 40, 41, 42, 46, 48, 52, 95—100, 136
»Kunz« 58, 66
Lesseps (Ferdinand) 12
Levysohn (Arthur), Herausgeb. d. Berliner Tageblatt (1841-1908) 61, 76, 77
Lindau (Paul), Schriftsteller 31, 54, 76, 79
Lorenz (Ottokar), Professor der Geschichte 25
Löwe (Adolf), Schriftsteller 139
Lustige Blätter 62, 75
Maaßen (Friedrich), Professor der Rechte 25
Mamroth (Fedor), Schriftsteller 98
Mauthner (Fritz), Schriftsteller 55, 98
Mendès (Catulle) 56
Menger (Anton), Professor der Rechte 25
Mitterwurzer (Friedrich), Schauspieler 56, 57, 58
Müller (Adolf), Komponist 94
Müller-Guttenbrunn (Adam), Schriftsteller 154
Muttersöhnchen 56, 58, 65
Naschauer (Jakob), Schwiegervater Herzls (1837—1894) 92
Neue Freie Presse 10, 13, 31, 45, 77, 78, 79, 82
« « « 83, 103, 105, 107, 124, 136, 139
Neue Ghetto . . . . . 9, 30, 68, 147—158
Neues von der Venus 80
Neumann (Angelo), Theaterdirektor in Prag 56, 80
Nordau (Max), ... 16, 17
Ostersetzer (Heinrich), Schriftsteller 90, 143
Palais Bourbon 105, 118, 141
Pester Journal 17, 22
Pester Lloyd 35
Philosophische Erzählungen 13
Politzer (Adam), Professor der Ohrenheilkunde in Wien . . . 53
Presse (Wiener Tageszeitung) 58, 60, 78, 91
Prinzen aus Genieland 111, 116
Renan (Ernest) 50, 140
Scharf (Alexander), Zeitungsherausgeber in Wien 124

Seite
Schönerer (Alexandrine von) 94
Schönerer (Georg von) 134
Schnitzler (Arthur) . . . . . 107—109, 148, 157
Seine Hoheit 61
Siegel (Heinrich), Professor der Rechte 25
Silberstein (August), Schriftsteller in Budapest 17, 23
Singer (Wilhelm), Pariser Korrespondent der Neuen Freien Presse, später Herausgeber des Neuen Wiener Tagblatt . 77
Speidel (Ludwig), Schriftsteller 90, 137, 144, 147
Stein (Lorenz Ritter von), Professor der Nationalökonomie . 25
Sudermann (Hermann) 75
Szeps (Moriz) Zeitungsherausgeber 58, 76
Tabarin 11, 56, 58, 109
Teufels Weib 94
Treitel (E.) 11, 54, 55, 127
Teweles (Heinrich), Schriftsteller in Prag . . . . . 80, 149—157
Vambery (Hermann), Forschungsreisender und Orientalist . . 13
Wallner (Franz), Theaterdirektor 55, 84, 90
Was wird man sagen? 116
Wiener Allgemeine Zeitung . . 31, 44, 46, 53, 55, 74, 78, 90, 95
Wilbrand (Adolf), Bühnendichter 23
Wilddiebe 85, 93
Wittmann (Hugo), Schriftsteller 76, 85, 90, 102
Zwölf Episteln 35

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

SR-9-60-95759

DS151
H4 K29